



Berlin, den 4. Februar 1899.

D. R. U. G.

Es ging nicht mehr. In Frankreich, dem alten Probirlande der neuen Moden, war es zuerst klar erkannt worden. Noch im Jahre 1898 hatte Herr Charles Dupuy, der Ministerpräsident, gesagt, die Schwierigkeit der Lage sei im Grunde dadurch geschaffen worden, daß zwei Institutionen neben einander bestehen sollten, die mit einander doch nicht zu vereinen seien; in einer auf rousseauischen Grundsätzen beruhenden Demokratie sei für ein straff diszipliniertes, von eigenen Lebensgesetzen gelenktes Heer kein Raum, — und ohne ein starkes Heer könne die Demokratie sich gegen feindliche oder gierige Nachbarn doch nicht behaupten. Das klang erst befremdend und in Deutschland tröstete der Philister sich an dem Glauben, sein Vaterland sei von der Verrottung französischer Zustände recht weit entfernt; allgemach aber, als die Anhängerschaft des demokratischen Sozialismus ins Unermeßliche wuchs, ward auch dem früher Getrosten ängstlich zu Sinn. Schon jetzt mußte jedes deutsche Familienhaupt durchschnittlich mehr als siebenundneunzig Mark im Jahr zu den Heereskosten steuern; die Ziffer würde schnell steigen und bald konnte eine Zeit kommen, wo für die Bewilligung des militärischen Milliardenbudgets keine Mehrheit mehr aufzubringen wäre. Der Friedenskonferenz war ein beträchtlicher Erfolg nicht beschieden gewesen und die Befehder des „Militarismus“ benutzten nun schlau die Worte des Zaren und Michaels Murawiew für ihre Agitation. Auch sonst war den Regirenden nicht wohl zu Muth; sie mochten sich mühen, wie sie wollten: sie konnten es Keinem mehr recht machen. Die Verhältnisse waren so komplizirt, die Ansprüche so groß, die Bedürfnisse so wandelbar geworden, daß den alten Verwaltung-

rezepten die Wirkung versagt bleiben mußte. Heute kamen die Grundbesitzer, morgen die Exporteure und übermorgen die Kleinhändler mit einem Anliegen; bald sollte ein neues Absatzgebiet erobert, bald der innere Markt gekräftigt und das Handwerk gerettet werden und die Forderungen des Industrieproletariates verstummen nie; diese Leute waren auch gar zu begehrt. Dann kamen die einzelnen Provinzen und Kommunen mit ihren Wünschen und zwischen nationaler Politik und lokaler Profitgier sollte in aller Eile ein fester Brückensteg gezimmert werden. Solchem Ansturm war die ehrwürdig verwitterte Form des Verwaltungswesens natürlich nicht gewachsen; ehe die Bürokratie sich noch in neue Wege gewöhnt hatte, war es schon wieder nöthig, aus den neuen in neuere Pfade einzulenken, um das rasch wechselnde Bedürfnis zu stillen. Die Geheimen Räte stöhnten, die Hilfsarbeiter und Diätare schwitzten, die Alten thürmten sich in den Schreibstuben zu gelblichen Wällen, die jedem Luftzug den Eingang wehrten. Und das ewige Weh und Ach mit den Finanzen! Täglich wurden andere „Kulturaufgaben“ entdeckt, für die Geld herbeigeschafft werden sollte, und täglich erscholl auch der dem Massensinn stets schmeichelnde Ruf, die Steuern müßten ermäßigt werden. Dabei wurde es immer schwerer, neue Anleihen unterzubringen, weil das Publikum sich von den reicheren Gewinn verheißenden Industriepapieren und von den exotischen Werthen nicht fortlocken ließ. Das mystische Wesen, das man den Nationalwohlstand nennt, wuchs zwar, aber sein Wachsthum war mit der Zerrüttung der Volksgesundheit theuer bezahlt. Eine Weile konnte man auf dem Weltmarkt die Konkurrenten wohl noch unterbieten; aber die nationale Selbstachtung und die Angst, die Ziffer der zum Militärdienst Tauglichen könnte allzu schnell sinken, setzten der wilden Händlerjagd doch gewisse Grenzen. Wie sollte es erst werden, wenn Moskowiter und Kulis in den Wettbewerb eintreten würden? . . . Und schließlich schämten die Regierenden sich auch ihrer scheinbar civilisirenden Politik, die nur danach trachtete, in allen Welttheilen den Kundensatz zu organisiren und friedsam nach der Väter Sitte hausende Stämme mit den Heilswahrheiten des Branntweins, der Ericottailen und der Siphilis zu beglücken. Der gerühmte Wohlstand, den der industrielle Aufschwung schuf, ward in einem Lande ja stets nur dadurch möglich, daß in einem anderen Lande die Lage der Lohnarbeiter verschlechtert wurde. Am Ende dieser Entwicklung drohte der Krieg um die Märkte, — ein Krieg, der von den Vätern höherer Kultur dann vielleicht mit einem untauglichen Werkzeug zu führen war. Das Alles sollte eine Regierung mitmachen, die sich für die berufene Vertreterin sittlicher Mächte

ausgab? Sie sollte Asiaten und Afrikaner mit Kleinkalibrigen Gewehren und Kanonen zwingen, von ihr zu kaufen, draußen ringsum Feindseligkeit wecken und im eigenen Lande dabei die Schaar der Proletarisirten und deshalb Unzufriedenen wachsen sehen? Nein: es ging wirklich nicht mehr.

Den hellsten Köpfen war diese Erkenntniß längst gedämmert, aber ein aus dem Labyrinth führender Pfad hatte sich auch ihrem Blick, den das Traumbild einer nach Marxens Sinn sozialisirten Gesellschaft nicht blendete, noch nicht gezeigt. Da geschah es, daß im Jahre 1899 das Deutsche Reich und Preußen eine Staatsanleihe im Betrage von zweihundert Millionen Mark an die Deutsche Bank verkauften. Zum ersten Male wurde einem einzelnen Institut ein solches Riesengeschäft zugeschanzt. Und siehe da: die Sache ging, ging besser sogar als früher, wo die Finanzverwaltung sich selbst an das Publikum gewandt hatte. Die durch lästige Kontrollvorschriften und bürokratische Umständlichkeit nicht gehemmte Bank, die gewöhnt war, mit Yankee's und Türken, Briten und Buren, Juden und Antisemiten Geschäfte zu machen, bewältigte auch die ihr jetzt gestellte Aufgabe flink und gut: sie brachte die neuen deutschen Konsols mühelos unter und strich einen ansehnlichen Nutzen ein. Der Vorgang stimmte die Regirenden nachdenklich. War das Bankwesen, dessen Formen sich seit den Tagen der Kialto-Girobank so mannichfach gewandelt hatten, vielleicht noch einer weiteren Entwicklung fähig? Schon beherrscht es die Industrie und weist der Fabrikation die Wege; schon wird von einzelnen Banken Kolonialpolitik großen Stils getrieben und ganze Provinzen, die von der Regierung vergebens Hilfe ersuchten, erhoffen nun von einer Bankgründung das Heil. Wenn man einen Theil der Landesverwaltung auf diese Parvenumächte abladen könnte, die sich den modernen Bedürfnissen so schlan anzuschmiegen verstehen! Sie scheuen nicht unter der Last der Tradition, brauchen nicht mit Ethos und Pathos zu wirtschaften und können in künftigen Kaufhändeln um die Märkte offen bekennen, daß sie verdienen wollen. Sie werden auch ohne Umsturzgesetze mit dem Proletariat fertig werden und dabei nicht um eines Jolles Breite vom Boden des Besitzrechtes weichen... Unter den im Lande Gewaltigen war Einer, der früher ein Weilschen in der Bankwelt heimisch geworden war. Weit hatte ers da nicht gebracht, die Dividendenbrüder schätzten ihn eigentlich nur als Nachtschredner und Herr von Hansemann sah ihn über die Achsel an; dennoch lebte er als Politiker seitdem von den Kenntnissen und Geschicklichkeiten, die er als Bankdirektor erworben hatte. So stark wirkte selbst im mittelmäßig Begabten die Macht des Milieus. Dieser Mann hatte längst gefühlt, daß mit der alten Verwaltungspraxis Nützliches

nicht mehr zu leisten war. Woher sollte man die Präsidenten und Präsidialräthe, die Landräthe und Oberbürgermeister nehmen, die nicht nur den steifen Amtschimmel reiten und am Geburtstag des Kaisers „zündende“ Byzantinertoaste ausbringen können? Die klügsten Leute retteten sich in die große Industrie oder in die hohe Finanz; und unter den Beamten durfte man für die wichtigsten Posten auch nicht einmal die tüchtigsten wählen, sondern mußte erst nach der Abstammung forschen, das Militärverhältniß feststellen und erkunden, in welchem Corps der Kandidat seine Studentenzeit verbummelt hatte. Mit solchem Menschenmaterial war nichts zu machen; es ging nicht aus einer Auslese der Brauchbarsten hervor und taugte höchstens zum trockenen Schreiberdienst. England, dessen Adel sich seit Jahrzehnten in der Industrie und im Bankgeschäft bethätigt, hat ein modernen Ansprüchen gewachsenes Beamtenpersonal. Im Deutschen Reich, dessen Fassade zwar modern aussieht, dessen Wesen aber feudal blieb, wäre dieser Zustand nicht zu erreichen. Hier war an der *vis inertiae* der Bureaucratie selbst die Riesenkraft eines Bismarck manchmal erlahmt. Der ganze schwerfällige Apparat mußte fallen, wenn dauernd Nützliches entstehen sollte. . . . Haben nicht Banken die Türkei europäisirt, Egypten erobert, Sibirien und China erschlossen? Ist der Kongostaat nicht ein Aktienunternehmen wie die Continental Bodega-Gesellschaft und ließ Zola, der inzwischen als großer Politiker entdeckt wurde, nicht seine Saccard und Hamelin von der Banque Universelle träumen, die den Papst als auf Aktien gegründeten Herrscher im Heiligen Lande ansiedeln sollte? Weshalb soll es unmöglich sein, die gesammte Verwaltung des Deutschen Reiches — oder wenigstens einen beträchtlichen Theil davon — einer Bank oder Bankengruppe zu verpachten? Dann fiel endlich wenigstens der dichte Phrasenschleier und die im *girus* der Interessenten vereinte bürgerliche Gesellschaft könnte rückhaltlos bekennen, daß der Profit ihr höchster Lebenszweck ist.

. . . „Deutsches Reich A.-G.“: in goldenen Lettern prangt die Inschrift auf der so lange leeren Siebelsfläche des früheren Reichstagspalastes. Parlamente sind nicht mehr nöthig; der Aufsichtsrath kontrolirt die Geschäftsführung; und Wünsche, Forderungen, Beschwerden werden in der Generalversammlung vorgebracht und erörtert. Das Heer ist nach dem herrlichen Muster der Astorianer und Pinkertonianer organisirt und stets gerüstet, auf den inneren Feind zu schießen; den inneren Feind: so nennt man nämlich die Gegner der Aktionäre, die übrigens nicht etwa in Deutschland gebürtig zu sein oder zu leben brauchen. Hauptaktionär ist Herr John D. Rockefeller in New-York, der schon 1898 ungefähr zehntausend Mark in der Stunde ein-

nahm, seitdem der Billionärgrenze sehr nah gekommen ist, zwanzig kleinen und mittelgroßen Potentaten die Civilliste zahlt und sich jetzt das Vergnügen macht, im Geschäftsbetrieb der D. R. N.-G. den entscheidenden Einfluß zu üben. Sein Aktienbesitz wird auf dreihundert Millionen Mark geschätzt und sichert ihm bei allen Beschlüssen eine gewichtige Stimme. Natürlich darf nur bei ihm, der den londoner Rothschild wie einen kleinen Mann behandelt, das für den deutschen Bedarf nöthige Petroleum gekauft werden. Dafür giebt er, wenn die Geldmittel knapp werden, aber auch immer wieder Kredit. Von „nationaler Politik“ wird nur noch selten gesprochen und man denkt nicht mehr daran, billige arbeitende Slaven oder Dänen über die Grenze zu jagen; sogar mit Kulis und dressirten Riggern werden schon erfolgreiche Versuche gemacht. Aber der alte Kapitalismus war ja auch international, wenn seine Vertreter freilich auch gern die Patriotenmaske trugen. Deutsche Konsuls lagen schon lange in Liverpool, Kopenhagen, New-York und Rio, Niemand konnte wissen, mit wessen Gelde eigentlich in Dar-es-Salaam, Neu-Guinea und Kiautschou kolonisirt und scheinbar germanisirt wurde, und kein deutscher Kapitalist scheute sich, in Lodz oder bei Moskau Fabriken zu gründen und so der russischen Industrie auf die Beine zu helfen, wenn dabei nur ein gutes Stück Geld zu verdienen war. Jetzt war die lästige Hülle gefallen und die Sache ging glatter als je vorher. Alle Akten waren verbrannt, alle Beamten, die dem Anspruch der Generaldirektion nicht genügten, mit Abfindungsummen entlassen worden. Nirgends fand man mehr den Vermerk „reproduc. nach drei Monaten“: Alles wurde sofort, ohne umständliche Schreiberei und, so weit es möglich war, mündlich erledigt. Das unbeliebte Volk der Steuererheber war abgeschafft; die Steuern wurden an allen Depositenkassen der Aktiengesellschaft bezahlt, ein bequemes Check- und Clearingsystem erstreckte sich über das ganze Reich und jeder Bürger konnte ohne Sparkassenbuch an jedem Tage den seinem Guthaben entsprechenden Betrag an den Schaltern der Bank abheben. Die Minister, die beinahe nur noch dekorativ zu wirken hatten, sahen staunend, wie sicher, still und prompt Alles ging, wenn man sich des neumodischen Teufelszeuges, der Telegraphen, Telephone und Typewriter, bediente. Nach drei Jahren schon konnte eine Dividende von zwölf Prozent vertheilt werden und im Lande war längst inzwischen der Ruf verstummt, daß „die Kulturaufgaben leiden“. Diese Erfolge im Inneren haben zu der Erwägung geführt, ob es sich nicht empfehlen würde, auch die auswärtige Politik der D. R. N.-G. zu überlassen, die schon durch die Beseitigung der längst unnützlich gewordenen Botschafter und Gesandten alljährlich Millionen ersparen könnte.

## Der Utopist Rodbertus\*)

Utopist ist Rodbertus zu nennen. Nicht etwa, weil er den kommunistischen oder sozialistischen Zukunftsstaat vorausgesagt hat, denn in diesem stecken wir ja Alle drin. Keine frühere Zeit hat einen Beamtenorganismus gehabt, der sich mit dem unseren vergleichen ließe, und dieser ist die leibhaftige Verwirklichung des rodbertusischen Sozialismus. Wenn sich die Beamten als Todfeinde des Sozialismus geben, so geschieht Das theils aus Unkenntniß der Sache, theils wird es durch die Haltung der deutschen Arbeiterführer gerechtfertigt. Natürlich sehen sich die Beamten genöthigt, eine Partei zu bekämpfen, deren Führer sich in wahnsinnigen revolutionären Phrasen ergehen und unausgesetzt auf die Regierung schelten. Und vollends seit 1895, wo die Liebknecht und Genossen mit verbrecherischer Unvernunft die der überwiegenden Mehrheit des Volkes heiligen nationalen Erinnerungen beschimpft und dadurch die Arbeiterschutzgesetzgebung vorübergehend zum Stillstand gebracht haben, kann von einer wohlwollenden Neutralität des Beamtenhumes der Sozialdemokratie gegenüber nicht mehr die Rede sein. Und es ist psychologisch erklärlich, daß sich die pflichtgemäße Abneigung der Beamten gegen die Personen auf die Sache überträgt. Bestünde dieser Grund nicht, so müßte man die Abneigung der Beamten gegen den Sozialismus für Konkurrenz-

\*) Ein Abschnitt aus dem Schlußkapitel des Buches „Rodbertus“ von Karl Jentsch, das in Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff) in Stuttgart erscheint. Da Jentsch zum ersten Male zu den Lesern der „Zukunft“ spricht — er zeigt in diesem Heft auch seine neue Schrift über die Agrarkrise an —, mag ein Wort über das Wesen des merkwürdigen Mannes gestattet sein. Er ist kein zünftiger Nationalökonom, keiner, der sich eine Ordentliche Professur und wissenschaftliches Ansehen erworben hat, und nur eine kleine Schaar wird ihm, der von Lagarde wohl eben so wie von Rodbertus und Ketteler beeinflusst wurde, auf allen Wegen folgen wollen. Seit aber der damals schon Sechzigjährige 1893 mit den Gedanken hervortrat, die er unter dem Titel „Weder Kommunismus noch Kapitalismus“ zusammenfaßte, muß er als starke und selbständige Persönlichkeit geschätzt werden. Er schreibt nicht nur ungewöhnlich gut, aus einem tiefen, aber von sentimentallichem Ueberschwang freien Gefühl für das Elend der hilflos wimmelnden Masse heraus, und hat nicht nur die Fähigkeit, auf den verschiedensten Gebieten schnell heimisch zu werden: er besitzt auch den bei deutschen Sozialpolitikern so seltenen bon sens, den praktischen Menschenverstand, der ihm Zustände und Erscheinungen ohne den täuschenden Schleier zeigt, den Dogmatismus und Phrase gewebt haben. Alle guten Eigenschaften des katholischen Pfarrers, der in den Häusern und Hütten seiner Gemeinde kein Fremder ist, verkörpern sich in ihm, — und dabei fehlt ihm jede Spur pfäffischen Wesens. Manchem mag Manches in Jentschs bescheiden vorgetragenen Lehren grüßlich scheinen: einen Anreger, dessen warmes Empfinden ein kühler Kopf lenkt, muß Jeder in ihm erkennen und es wäre nur nützlich, wenn seine Schriften künftig einen noch größeren Leserkreis fänden, als er ihnen bisher schon beschieden war. M. G.

neid halten; denn die Beamten haben genau Das, was die Sozialisten erstreben, und da wäre es denn allerdings erklärlich, wenn sie von der Verallgemeinerung Dessen, was jetzt ihr Privilegium bildet: Existenzsicherheit und gesetzlich begrenztes Arbeitsmaß, eine Entwerthung oder Verminderung dieses ihres Vorrechtes fürchteten. Ferner haben wir ungeheure Staatsbetriebe, nicht nur für den Transport und Verkehr, sondern auch Produktionsbetriebe im engeren Sinne, wie die fiskalischen Bergwerke; auch die Armee produziert in den Militärwerkstätten einen Theil ihrer eigenen Bedürfnisse. Ferner werden gerade die größten produktiven Betriebe, die der Aktiengesellschaften, schon heute von Beamten geleitet, während die Mehrzahl der Eigenthümer, die Aktieninhaber, vom Betriebe nichts versteht und auch keinen Einblick darein gewinnt. Wenn der Staat diese Eigenthümer ablöste und jene Privatbeamten in Staatsbeamten verwan­delte, so würde Das so wenig Störungen verursachen, wie die Verstaatlichung der Eisenbahnen verursacht hat. Endlich greift der Staat so vielfach und so tief ins Erwerbsleben ein, daß die Erwerbenden nur noch in sehr beschränktem Sinne frei genannt werden können. Der Staat zieht den jungen Arbeiter oder Handwerksge­fellen für den Militärdienst und dann noch mehrmals zu Uebungen ein und reißt ihn dadurch aus seinem Broterwerb heraus; für die „Freiheit“, sich dann wieder eine Arbeit­stelle suchen zu müssen, bedanken sich die Herausgerissenen; sie sind vollkommen im Recht, wenn sie den Staat für verpflichtet halten, ihnen neue Arbeit zu besorgen, nachdem er ihnen die alte genommen hat. Der Staat unterwirft viele Betriebe zum Zweck der Besteuerung einer so strengen Aufsicht, daß z. B. die Spiritusbrenner schon oft den Wunsch ausgesprochen haben, er möge doch gleich selbst den ganzen Betrieb übernehmen und sie ablösen. Der Staat zwingt die Unternehmer zu Beiträgen für die Arbeiterversicherung und hat damit den Weg der Lohnregulirung beschritten. Der Staat greift durch Schutzvorschriften, Arbeitsordnungen, Gewerbeinspektion, Sonntagsgesetze in die Betriebe ein, so daß die Unternehmer schon lange nicht mehr so ganz „Herr im eigenen Hause“ sind. Der Staat beschränkt den unlauteren Wettbewerb, kümmert sich um die Art, wie der Händler seine Waare an den Mann zu bringen sucht, und sendet seinen Beamten in den Laden, damit er nachsehe, ob auch die Butter getrennt von der Margarine verkauft wird. Warum den Beamten nicht bald hinter den Ladentisch stellen und die Margarine verkaufen lassen? Das wäre eine nützlichere Verwendung des Mannes. Von den Agrariern wird der Staat gedrängt, den Getreidehandel zu betreiben, und er lehnt es hauptsächlich nur aus dem Grunde ab, weil ihm die Sache zu schwierig vorkommt und er sich davor fürchtet. Nachdem der Staat einmal die ungeheure Last der Arbeiterversicherung übernommen hat, wäre es eine Kleinigkeit für ihn, auch noch alle übrigen Versicherungs-

anstalten zu übernehmen, besonders, da das centralisirte und verstaatlichte Versicherungswesen dadurch ungemein vereinfacht werden könnte, daß es den Charakter der Versicherung abstreifte: der Staat könnte z. B. aus den entsprechend zu erhöhenden Steuereinnahmen ohne Weiteres jedem zur Arbeit Unfähigen, der nachweist, daß er pflichtgemäß an der Rationalproduktion theilgenommen hat, eine Rente zahlen; damit entfielen alle Sonderbeiträge, Sonderberechnungen und Sonderverwaltungen. Von zwei Seiten her veranschaulicht die Privatindustrie die Unvernunft der freien Konkurrenz, die Vernünftigkeit des Sozialismus und bahnt zugleich diesen an. Die großindustriellen Kartelle beschränken die Freiheit ihrer Mitglieder in der Produktion und in der Preisforderung und sichern ihnen dafür die Verzinsung ihres Kapitals. Die Waarenhäuser und Versandgeschäfte aber zeigen die Lächerlichkeit des Kleinraums. Der Detailist hat die volkswirtschaftliche Aufgabe, die fertige Waare an den Mann oder an die Frau zu bringen. Ein kleiner Ellenkrämer bewirkt am Tage vielleicht sechs bis zehn Verkäufe, Das heißt also, er geht den ganzen Tag müßig und die paar Handgriffe, Geschäftsbriefe und Rechnungen, die er zu leisten hat, sind nur unbedeutende Unterbrechungen seines Müßigganges. Diese elende Ausübung seines volkswirtschaftlichen Amtes wird ihm mit — sagen wir — 1500 Mark jährlich gelohnt, was ihm selbst natürlich viel zu wenig dünkt, für seine „Arbeit“ aber noch zehnmal zu viel ist. Der junge Mann im Waarenhause leistet zehn-, zwanzig-, vielleicht fünfzigmal so viel Arbeit. Wenn nun das ganze Verkaufswesen in der selben Weise organisiert wäre, so brauchten die Verkäufer natürlich nicht so lange zu arbeiten wie heute die Angestellten in den Waarenhäusern; mit höchstens sechsständiger Arbeit wäre Alles abgemacht und es blieben von den heute im Handel Beschäftigten (es gäbe ja auch keine Handlungsreisenden mehr) noch viele Tausende übrig, die, in Fabriken, Werkstätten und Gruben angestellt, die theilweise überlange Arbeitszeit der jetzt darin Arbeitenden kürzen würden. Also: alle Elemente des Sozialismus sind vorhanden. Wann und in welchem Grade sie zu einer konsequent durchgeführten sozialistischen Eigenthums- und Produktionsordnung verwachsen werden, Das ist, scheint es, nur eine Frage der Zeit.

Selbst das Arbeitsgeld ist nicht utopisch. Wie das Metallgeld, überhaupt das Bargeld, aus dem Umsatz des Großhandels, namentlich in England, so vollständig verschwunden ist, daß viele Milliarden ohne einen Pfennig Geld, durch bloße Ab- und Zuschreibung, umgesetzt werden, so läßt sich kein innerer Grund denken, warum diese Praxis nicht über den ganzen Tausch- und Kaufverkehr ausgedehnt und dieser in eine vom Staate organisirte Einkommenvertheilung umgewandelt werden könnte. Die Bestimmung der Waarenwerthe in Werkstunden würde freilich ungeheure Nähe verursachen, aber unmöglich wäre sie nicht. Nur täuscht sich Robbertus — und hier tritt nun

der Utopist hervor —, wenn er sich einbildet, der ermittelte Werth würde durchweg der wirkliche Werth und die Arbeiter würden damit zufrieden sein. Gewiß weichen die heutigen Preise meistens sehr weit von dem gerechter Weise anzunehmenden Werth der geleisteten Arbeit ab und fast Jeder hält sich für verkürzt; aber da es eben „der Markt“ ist, der die Preise festsetzt, und man dieses unpersönliche Wesen nicht fassen kann, so muß man sich die „ungerechte“ Bezahlung seiner Arbeit oder Waare, wenn auch murrend, gefallen lassen. Eine Behörde dagegen, die den Werth jeder Waare nach dem „Normalwerth“ festzusetzen hätte, würde einen schlimmen Stand haben. Auch bei einer solchen Behörde würde es menschlich zugehen; und abgesehen davon, daß absolute Gerechtigkeit überhaupt unmöglich ist, würde oft genug aus Mangel an Einsicht, aus Gunst oder Interesse gefehlt werden. Aber selbst wenn sie das Uebermenschliche leistete und die Gerechtigkeit verwirklichte, würde ihr doch Niemand glauben; wie heute, würde sich Jedermann für benachtheiligt halten und man hätte Menschen, die man für den erlittenen Schaden verantwortlich machen könnte. Es würden auch alle die anderen Uebelstände eintreten, die von den Gegnern des Sozialismus prophezeit werden. So z. B. würde sich das Fehlen des Antriebes, den der private Ehrgeiz und die private Habsucht verleihen, durch Verlangsamung des Fortschrittes der Technik bemerkbar machen und die Möglichkeit wäre nicht ausgeschlossen, daß eines Tages die ganze Centralbehörde aus stumpfsinnigen Routiniers von der Art jenes Generalpostmeisters Nagler bestünde, der dem Dampfwagen gebieten wollte, an der preussischen Grenze Halt zu machen. Auch wäre es gar nicht unmöglich, daß die Schwierigkeiten und Schwerfälligkeiten der alten Naturalwirtschaft wiederkehrten. Aber solcher Unvollkommenheiten wegen darf natürlich der Sozialismus nicht utopisch genannt werden: wenn Unvollkommenheit utopisch wäre, dann wäre die ganze Weltgeschichte eine Utopie. Gerade darum sind Robertus und die meisten Sozialisten, außerdem noch viele andere Theoretiker, Utopisten zu nennen, weil sie glauben, der zukünftige Zustand, mag er kommunistisch oder sonstwie gedacht werden, werde ein vollkommener Zustand sein und ein solcher vollkommener Zustand sei das Ziel der weltgeschichtlichen Entwicklung.

Utopisch nenne ich den Glauben, daß auf Erden irgend einmal ein Zustand eintreten werde, der vollkommen genannt zu werden verdiene und die Menschen zufrieden mache, das verlorene Paradies wiederbrächte. Nicht deshalb sind Bellamys und Herglows Zukunftsbilder utopisch, weil sie eine sozialistische Gesellschaftsordnung und allerlei technische Wunder ausmalen; das Alles ist möglich und die späteren Geschlechter werden wahrscheinlich Wunder erleben, die wir uns so wenig vorzustellen vermögen, wie sich ein Mensch des vorigen Jahrhunderts das Fernsprechen hätte vorstellen können. Utopisch sind jene Schilderungen nur deshalb, weil sie die Verwirklichung der

Bernunft und Gerechtigkeit einschließen und uns überreden wollen, die Menschen würden jemals zufrieden sein. Utopisten nenne ich daher alle Entwicklungstheoretiker — sie mögen von Hegels Idealismus oder von Darwins Materialismus ausgehen —, die den Fortschritt zum Vollkommeneren predigen und als Abschluß der Weltgeschichte ein auf Erden zu verwirklichendes Allervollkommenstes verkünden. Die Irrthümer des Robbertus in dieser Beziehung sind keine anderen, als die die ganze moderne Soziologie und Naturwissenschaft beherrschen. Es ist nicht wahr, daß der zusammengesetztere Organismus der vollkommeneren, das Wirbelthier vollkommener als das Kerbthier oder das Weichthier sei. Ein höheres Wesen darf man es nennen, weil es mehr Geist verräth, aber nicht einen vollkommeneren Organismus. Die Biene nicht nur, sondern schon die Qualle, ja das Infusorium ist ein so wunderbares und vollkommenes Wesen wie der Elefant; jeder Organismus ist vollkommen in seiner Art. So ist auch ein Großstaat mit einem verwickelten Verwaltungsorganismus keineswegs an sich schon höher zu schätzen als ein kleiner Stadtstaat oder eine kleine Bauernrepublik, die sich vielleicht sogar, gleich der Auster, ohne Kopf behilft. Wenn die Bürger des Kleinstaates bessere und glücklichere Menschen sind als die des Großstaates, so ist jener höher zu schätzen. Es ist ferner ein Irrthum, zu glauben, daß die Staatsformen auf einander folgten und daß die eine erst abgelebt sein müsse, ehe eine andere hervortritt. Wie in der Natur die sogenannten niederen Organismen neben den höheren fortleben, so bleiben auch die älteren Staatsformen neben den neuen bestehen; ja, die Ausdrücke Alt und Neu haben hier nur eine sehr zweifelhafte Berechtigung: Groß- und Kleinstaaten, Despotien, beschränkte Monarchien und Republiken haben seit vier Jahrtausenden abgewechselt. Der Fortschritt, sofern man einen solchen in Natur und Geschichte annehmen will, besteht nicht darin, daß alte Organisationsformen absterben und neue an ihre Stelle träten, sondern darin, daß die Welt durch das Hinzutreten neuer Formen zu den alten reicher wird. So wird z. B. auch das Handwerk nicht von der Manufaktur, die Manufaktur nicht von der Fabrik verdrängt, sondern alle drei Betriebsformen bestehen neben einander und es entstehen sogar immer neue Handwerke. Auch das Verhältniß des Individualismus zum Sozialismus hat Robbertus falsch bestimmt. In einer beinahe lächerlichen Weise tritt sein Vorurtheil gegen den „Freihandel“, als eine bloß zum Zerstreuen berufene Kraft, hervor, wenn er die vermeintliche Auflösung des Römerstaates mit Servius Tullius beginnen läßt, d. h. schon in der mythischen Zeit, auf die beinahe ein Jahrtausend gewaltiger Größe folgte. Freilich: zu sterben beginnt der Mensch, wie der Staat, schon im Augenblick seiner Geburt, denn alles Irdische ist sterblich und trägt den Todeskeim vom ersten Augenblick seiner Entstehung in sich. Es ist aber überhaupt nicht wahr, daß der Indi-

vidualismus und die Freiheit rein zerstörende, die Vereinigung und die Bindung rein aufbauende Mächte wären. Vielmehr sind Beide nur polar entgegengesetzte Aeußerungen der einen Lebenskraft und die eine ist zum Leben so nothwendig wie die andere. Das organische Leben besteht in einem unaufhörlichen Wechsel von Ein- und Ausathmung, von Oxydation und Desoxydation, von chemischer Verbindung und Zersetzung, und der Tod tritt in jedem Falle ein, mag die eine oder die andere Funktion stocken; der Tod durch Verkalkung ist nicht weniger Tod als der durch Auflösung.

Für den größten und schlimmsten Irrthum endlich halte ich es, daß ein vollkommener Gesellschaftszustand das Endziel der historischen Entwicklung sein und jedes frühere Geschlecht nur um des letzten willen gelebt haben soll. Meiner Ueberzeugung nach, die ich in anderen Schriften begründet habe, liegt der Weltzweck nicht am Ende der Welt, sondern in der Gegenwart jedes Geschlechtes. Die Menschen aller Zeiten leben, um ihre Anlagen zu entfalten, ihre Kräfte zu üben und dabei ihres Daseins froh zu werden. Die gesellschaftlichen Veränderungen haben nicht den Zweck, einen vollkommenen Endzustand herbeizuführen, sondern sie sind weiter nichts als die Lebensfunktionen der Menschheit; sie sind nur die unvermeidlichen Wirkungen der Thätigkeiten, in denen die Menschen jedes Geschlechtes ihren Lebenszweck erfüllen, und zugleich die Mittel zur Verbesserung Dessen, was im Augenblick der Verbesserung bedürftig erscheint. Die Menschen leben, leiden, arbeiten und sterben nicht, um einem Gott oder einem Geschichtsprofessor das schöne Schauspiel eines verwickelten Staatsgetriebes aufzuführen, z. B. das des heutigen Deutschen Reiches, sondern, weil die Menschen lebend genießen, arbeiten und dabei so wenig wie möglich leiden und so spät wie möglich sterben wollen, schaffen sie sich allerlei Einrichtungen, bei denen sie diese vier Zwecke am Besten zu erreichen gedenken, darunter auch unsere Reichsverfassung. Das ist der wahre Sinn des hegel'schen Satzes von der Vernünftigkeit des Bestehenden. In jedem Moment ist so viel Vernunft thätig, wie sich überhaupt in der Welt vorfindet, und das Quantum der Vernunft bleibt — wenigstens im Verhältniß zur Summe der Unvernunft — durch alle Zeiten gleich groß, weil auch im geistigen Gebiet das Gesetz der Konstanz der Kraft gilt. Aber die Vernunft kann sich hienieden auf keine andere Weise bewähren als durch Ueberwindung der Unvernunft, weshalb der hegel'sche Satz durch seinen Gegensatz zu ergänzen ist: Das Bestehende ist jederzeit unvernünftig und muß geändert werden. Wenn Jemand aus dem Umstande, daß das Bestehende nothwendig unvernünftig ist, die quietistische Folgerung ziehen wollte, daß man sich der nun einmal herrschenden Unvernunft fügen und sie sich gefallen lassen müsse, so würde er den Zweck der Unvernunft in der Welt verkennen und, so viel an ihm liegt, vereiteln; oder vielmehr: seine

ganze Persönlichkeit würde ein Theil jener Unvernunft sein, die von der Vernunft überwunden werden soll. Im gegenwärtigen Zeitraum ist der Kapitalismus — mit diesem Wort will ich die von Robbertus bekämpften Verhältnisse und Zustände zusammenfassen — das zu überwindende Unvernünftige. Ob die Ueberwindung zur Herrschaft des Sozialismus führen wird, wissen wir nicht. Soll mit dem politischen Grundsatz der Gleichheit Aller vor dem Gesetz, der Gleichheit der Bürgerrechte und Bürgerpflichten, Ernst gemacht werden, so ist der Sozialismus unvermeidlich; denn weder der Rittergutsbesitzer noch der Industriefeudale, der ein paar tausend Arbeiter kommandirt, wird jemals seinen Untergebenen die volle Gleichberechtigung einräumen. Die meisten Staaten, Dies weniger klar erkennend als instinktiv merkend, verweigern daher den Arbeitern die Vollbürgerschaft; und in Deutschland, wo sie ihnen durch den Buchstaben der Verfassung beinahe zugestanden ist, streben die „Staaterhaltenden“ danach, die schon bewilligten Rechte, namentlich das Reichstagswahlrecht, zurückzunehmen, die Reste persönlicher Abhängigkeit, z. B. beim ländlichen Gesinde, zu erhalten und neue Formen gesetzlicher Bindung der Arbeiter zu erfinden. Also politische Gleichberechtigung ist nicht möglich, so lange sich die meisten Großbetriebe im Privatbesitz befinden. Mag nun die theilweise errungene politische Gleichberechtigung im folgerichtigen Fortschritt zum Sozialismus führen, der, nebenbei bemerkt, mein Ideal nicht ist, oder mag ein anderer Ausweg aus den heutigen Verlegenheiten gefunden werden —: Vernunft und Gerechtigkeit werden in der zukünftigen Gesellschaftsverfassung in keinem höheren Grade verwirklicht sein als heute; die Gesellschaft der Zukunft wird das selbe Quantum Unvernunft enthalten wie die heutige und nur die Form, in der die Unvernunft in die Erscheinung tritt, wird sich von der heutigen unterscheiden; deren Ueberwindung wird dann wieder die Aufgabe der kommenden Geschlechter sein.

Weil aber die unvermeidliche Unvernunft Viele unglücklich macht und Keinen zum vollen und ungetrübten Glück gelangen läßt, darum bedarf das Diesseits der Ergänzung durch das Jenseits oder bedürfen die diesseitigen Menschen des Glaubens an ein jenseitiges Reich vollkommener Vernunft und Seligkeit. Deshalb spottete ich nicht mit Robbertus über die Klerisei, die den Widerspruch zwischen der wirtschaftlichen Lage der Arbeiter und ihrer menschlichen Bestimmung „mit Singen, Beten, Fasten und Wechseln auf das künftige Himmelreich auszufüllen“ sucht, und verurtheile sie nur dann, wenn sie den Armen das jenseitige Himmelreich predigt, um sich selbst das diesseitige zu sichern. Eben so wenig verspottete ich die Utopisten. Eine resignirte Weltansicht wie die meine ist nicht Jedermanns Sache; Männer die welthistorische Aufgaben zu lösen haben, bedürfen der Illusionen, sowohl zur Erhaltung ihrer eigenen Spannkraft, wie um die Massen für ihre Pläne zu begeistern.

## Die Kunst von heute und morgen.

Beim Vergleichen der Kultur unserer Zeit mit der vergangener Perioden bemerkt man den auffallendsten Unterschied darin, daß diese von Fall zu Fall fortschritt, während die Entwicklung jener etwas Sprunghaftes, Unlogisches hat. Und als Grund dieser Erscheinung wird man finden, daß die Kultur der Vergangenheit ruhig und sicher an Bedürfnisse anknüpfte, während die Kultur der Gegenwart den Bedürfnissen vorausleilt und häufig von ihnen gar nicht eingeholt wird. Aus dieser Thatsache erklärt es sich auch, warum in unserer Zeit so außerordentlich wenige wirkliche Werthe produziert werden. Fast Alles wird auf Entwicklungen und Verhältnisse berechnet und zugeschnitten, die meist ausbleiben, und schließlich schwebt ein gutes Theil von Allem, was erstrebt wurde, in der Luft. Dieses beständige Betrüben der Ziele für Kulturideale bedeutet nicht nur einen Verlust an Kraft, sondern auch eine Schädigung des Nationalvermögens: denn nicht allein Das macht ein Land reich, was es an materiellen Werthen produziert, sondern noch mehr Das, was es an ideellen Werthen aus eigener Kraft hervorbringt. Die Kultur des Geschmacks in Frankreich hat diesem Lande ungezählte Millionen eingetragen; und die ideellen Werthe, die die Kultur der Renaissance in Italien hinterlassen hat, bilden heute noch eine bedeutende Einnahmequelle für die Erben jener großen Vergangenheit. Und nichts beweist mehr, daß wir Mangel an Kultur haben, als die äußerst spärliche Produktion solcher Werthe in unserer Zeit, vor Allem aber die täglich zu beobachtende Erscheinung, daß der Allgemeinheit das Gefühl für solche Werthe abhanden gekommen ist. In erster Reihe für die von der Kunst hervorgebrachten. Man hat beinahe alles Schätzungsvermögen verloren und die Unsicherheit des Urtheils hat eine ganz trostlose Errungenschaft gezeitigt: die maßlose Bewunderung des Neuen. Nicht des Neuen, das am Ende einer Entwicklungsreihe steht, sondern des Neuen um jeden Preis, das der Absicht und Laune sein Dasein verdankt und so zu sagen aus dem Bruch mit der Tradition ein Geschäft macht. Und wo hat es eine Kultur gegeben, die nicht in der Pflege von Traditionen eine Vorbedingung ihrer Existenz, einen Theil ihrer Aufgabe sah? Aus der bloßen Begeisterung für das Neue erwächst keine Kultur; denn Kultur ist nicht denkbar ohne Entwicklung. — und wer bringt für die heute Geduld mit? Man lebt fortwährend in Erwartungen und wirft Alles, was diese Erwartungen nicht sofort rechtfertigt, zum alten Eisen. Deshalb haben wir nur eine Vergangenheitkunst und eine Zukunftkunst. Eine Kunst, die thatsächlich die Gegenwart repräsentirt, fehlt. Was kann es Bequemes geben, als alle Kunst unter dem Gesichtswinkel der Neuheit zu beurtheilen? Dazu braucht man weder Empfindung noch Erkenntniß, also keine Kultur.

Es ist sicher, daß die Kunst in leerem Formentvesen erstarren muß, wenn ihr nicht neue Anregungen, neue Ideen beständig zufließen; aber es kommt auch darauf an, woher sie stammen. Es scheint, daß die Malerei mit Entdeckungen neuer Gebiete und neuer Ausdrucksmittel einstweilen abgeschlossen hat; aber man hätte erwarten können, daß auf der geschaffenen Basis in die Höhe gebaut würde. Inzwischen jedoch ist den Malern das Kunstgewerbe in den Wurf gekommen, und wie früher die Entdeckung der Natur auf die Malerei wirkte, so jetzt die Neigung zur kunstgewerblichen Betätigung. Die Tafelbilder sinken unter der Einwirkung dieser Neigung mehr und mehr zu dekorativen Effektsüden herab, deren Wirkfames vom Plakat, von der Glasmalerei, von der Holzarbeit oder vom Teppich genommen wird. Und je kunstgewerblicher die Bilder werden, um so mehr lockert sich das Verhältniß der Künstler zur Natur. Die Entfernung von der Natur gestattet allerdings, Neues, Unerhörtes zu bieten, aber die Malerei als Kunst, deren Maßstab immer die Natur bleiben wird, geht dabei allmählich zu Grunde. Und betrachtet man die Sache von der anderen Seite, so wird man bemerken, daß der Gewinn, den das Kunstgewerbe durch das Eingreifen der Maler davongetragen hat, sehr zweifelhafter Natur ist; denn er liegt lediglich in dekorativen Neußerlichkeiten und ist außerordentlich häufig von einer Verringerung des Gebrauchswertes begleitet. Das Schlagwort von dem individuellen künstlerischen Reiz muß über die unglaublichsten Mißgriffe forttäuschen; und von all den Möbeln, Töpfen, Gläsern und Teppichen, die dem modernen Kunstgewerbe ihr Dasein verdanken, hat nur sehr Weniges bleibenden Werth. Die paar Sachen, die in der That Etwas taugen, werden, genau wie vor dem Eingreifen der Maler, nach guten alten Vorbildern hergestellt. Der moderne Empire- und Biedermaier-Stil ist eben so wenig eine eigene Erfindung der Maler, wie der Renaissance- und Barockstil vor zwanzig Jahren eine selbständige Entdeckung der Architekten war. Das neue Maler-Kunstgewerbe kann seine Existenz ebenfalls nur dadurch behaupten, daß es fortwährend Neues produziert. Aber Neues schaffen und Werthe schaffen ist Zweierlei. Von der Neuigkeit-Anbetung des Publikums Vortheil ziehen, heißt noch lange nicht, die Kunst fördern oder dem Handwerk auf die Beine helfen. Der ganze Nutzen, den die neue kunstgewerbliche Bewegung erzeugt, besteht darin, daß das Publikum von einer ernsthaften Abneigung gegen die Dugendproduktion und die Fabrikwaare erfaßt worden ist. Fast alle Vortheile, von denen man sonst spricht, sind nur in der Einbildung vorhanden.

Hand in Hand mit der kunstgewerblichen Bewegung macht sich in der Malerei ein Heranwachsen idealistischer Bestrebungen bemerkbar. Man dürfte sich darüber freuen, wenn diese Bestrebungen in Zusammenhang mit den Fortschritten blieben, die die malerische Anschauung im letzten Drittel dieses

Jahrhunderts gemacht hat; aber in dieser Hinsicht ist leider ein Rückgang zu verzeichnen, der sich theils aus der Beeinflussung durch das Kunstgewerbe, theils durch Wiederaufnahme überwundener Anschauungen, in den meisten Fällen aber durch mangelndes Können der Maler erklärt. Dennoch wird man die Steigerung und Verfeinerung der Empfindung und des Geschmacks nicht übersehen dürfen, die sich in einem Theile dieser idealistischen Bestrebungen aussprechen; aber um das richtige Maß für die Anerkennung solcher Thatfachen zu finden, muß man der Erfahrung eingedenk bleiben, daß der dauernde Werth aller malerischen Kunstwerke abhängig ist von der darin niedergelegten Summe künstlerisch angeschauter und wiedergegebener Natur, in zweiter Reihe erst von dem Denk- und Phantasievermögen ihrer Urheber. Jedenfalls hat sich eine Annäherung an den italienischen Idealismus mit seiner Neigung zum Formal-Schönen der deutschen Kunst bis jetzt immer als schädlich erwiesen. Ja, wenn die modernen Vertreter des „Neu-Idealismus“ so konsequente Arbeiter wären wie ihre Vorbilder, die sich für ihre großen Aufgaben immer wieder durch Verührung mit der Natur stärkten! Man braucht nur an die Bildnisse zu denken, die die Rafael, Eizian, Tintoretto so nebenbei gemalt haben und in denen sich unschwer erkennen läßt, in einem wie intimen Verhältniß zur Natur sie stets geblieben sind. Aber da fehlt es eben bei den meisten „Neu-Idealisten“. Sie verallgemeinern zwar nicht die Natur, aber sie individualisiren sie gewaltsam und gelangen dabei zu Erscheinungen, für die der Maßstab nicht in jener, sondern in dem höchst wandelbaren Geschmack der Zeitgenossen zu suchen ist. Dennoch gilt diese idealistische Kunst für die Kunst der Zukunft, was zunächst ein Zeichen dafür ist, daß sie von der Mehrheit noch nicht anerkannt wird, dann aber auch dafür, daß man eine Entwicklung von ihr erwartet. Ob eine solche aber überhaupt möglich ist, muß man bezweifeln; wenigstens würde sie dem Sinn dieser Richtung insofern widersprechen müssen, als sie zum Vortheil der Sache nur als Rückkehr zur Natur denkbar ist.

Während diese Zukunftskunst mit ihrer ausgesprochen idealistischen Tendenz ihre ersten Vorberer erntet, erlebt in Berlin die Kunst des letzten Vierteljahrhunderts noch einmal eine Auferstehung. Der Anstoß dazu kommt von Paris, wo der Geschmack sich wieder einmal einer entfernteren Vergangenheit zuwendet, wo man die Monet und Degas entthront, um sich desto ungestörter an der lästernen Grazie Bouchers, an der eleganten Liebenswürdigkeit Watteau's oder Lamcrets oder an der nüchternen Sicherheit von Ingres zu erfreuen; von Paris, wo die großen Corotten auf einmal der idyllischen Heiterkeit ihrer Corots und Daubigny's überdrüssig geworden sind und an ihrer Stelle lieber einen ehrbaren Chardin oder einen rührsamen Greuze an der Wand ihres Boudoirs zu sehen wünschen. Um bei diesem Wechsel der Mode nicht zu

viel zu verlieren, war es für die pariser Kunsthändler nöthig, ein neues Absatzgebiet zu suchen. Sie haben es in Berlin gefunden, das sich eben anschiebt, ein Kunstmarkt zu werden. Für die französische Kunst der letzten dreißig Jahre war es so zu sagen jungfräulicher Boden. Der pariser Kunsthandel hat diese Chance äußerst geschickt benützt. Erst wurden die geringeren Bilder, die mit berühmten Namen gezeichnet waren, an den Mann gebracht; und jetzt erscheinen die eigentlichen Meisterwerke auf dem Markt, früh genug noch, um als Beweis dafür zu dienen, daß die Zukunftskunst mit ihrer gewerblichen Note und ihrem blutlosen Idealismus einen Rückschritt bedeutet.

Nachdem die pariser Kunsthändler Berlin als Kunstmarkt entdeckt hatten, suchen auch ihre berliner Geschäftsgenossen die Vortheile dieser Entdeckung wahrzunehmen. Zunächst hat sich die Zahl der Kunstsalons vermehrt, — wie immer, wenn es sich um in Aussicht stehende gute Geschäfte handelt, in weit über das Bedürfniß hinausgehender Weise. Nicht, daß es an Publikum fehlen wird, daß an interessanten Schausstellungen Vergnügen findet, wohl aber an Material, um diese Schausstellungen auf die Dauer interessant zu machen; denn es ist zwar ein natürlicher Vorgang, daß die Masse des Gebotenen das Publikum verwöhnt, aber auch eine nicht zu leugnende Thatsache, daß gar nicht so viele hervorragende Kunstwerke produziert werden, wie die Salons zur Heranziehung des Publikums brauchen. Während die Künstler früher Mühe hatten, ihre Arbeiten in den Salons unterzubringen, werden sie jetzt von den Salonbesitzern umworben. Die nothwendige Folge davon wird ein Sinken des künstlerischen Niveaus in den Ausstellungen sein, was am Ende nicht ohne Wirkung auf den allgemeinen Geschmack bleiben kann. Daß der Kunstmarkt sich ganz unabhängig von diesen Ausstellungen entwickelt, geht aus den Erfolgen hervor, die Durand-Ruel und andere pariser Kunsthändler hier erzielt haben, ohne eigentliche Ausstellungen, ohne Zeitungskritiken. Es besteht in Berlin unzweifelhaft ein Bedürfniß nach hervorragend guten Kunstwerken; aber der Bedarf an minderwerthigen Kunsterzeugnissen ist in den letzten Jahren nicht so gestiegen, daß die Vermehrung der Kunstsalons gerechtfertigt erschiene. Dieser Bedarf findet durch die Großen Berliner Kunstausstellungen immer noch mehr als ausreichende Befriedigung. Die Salons, die auf die Kauflust des großen Hausens spekuliren, sind daher von vorn herein überflüssig. Damit scheidet zunächst die Ausstellung des Vereins Berliner Künstler im neuen Künstlerhause in der Bellevuestraße aus der Reihe der wichtigeren Veranstaltungen aus, obgleich sich einige lokale Künstlerclubs dort niedergelassen haben. Die neuen Salons bemühen sich wenigstens, ihren Vorführungen einen einigermaßen erkennbaren Charakter zu geben, um sich von einander zu unterscheiden und ihre gemeinschaftlichen Abonnenten durch Gleichartigkeit nicht zu langweilen.

Abgesehen von allem Anderen, bedeutet die Vermehrung der Salons zunächst eine Vermehrung der Kunstgenüsse, denen man sich in Berlin hingeben kann. Was die Qualität des Gebotenen betrifft, wird man die Vorführungen von Bruno und Paul Cassirer an erster Stelle nennen müssen. Schon die Lage dieses Salons in einer der ruhigsten Straßen des Thiergartenviertels deutet seinen exklusiven Charakter an. Dazu ist die Ausstattung der wenigen Räume, in denen die Kunstwerke gezeigt werden, im Gegensatz zu der ins Auge fallenden luxuriösen Einrichtung der übrigen Unternehmungen von verblüffender Einfachheit. Man will nur durch die Kunst wirken und nur auf die Kenner, nicht auf die gewöhnlichen Ausstellungsbesucher. Schon die erste Vorführung war ein Programm: ausschließlich Werke ersten Ranges von Degas, Liebermann, Meunier. Es folgten Ausstellungen mit Werken von Rops, Raffaelli, Paterson, Trübner, Israels, Jacob und Wilhelm Maris, Mauve, Breitner, Bosboom und Hans Thoma; geplant ist außerdem eine Monet-Ausstellung. Diese künstlerische Höhe der Darbietungen ist bisher in Berlin noch nicht erreicht worden und wird auch von den anderen Salons nicht erreicht. Obgleich Keller & Reiner durch Erbauung eines Oberlichtsaales hinter ihren früheren Räumen der Malerei in ihren Vorführungen einen breiteren Wirkungskreis geboten haben, liegt der Schwerpunkt ihres Unternehmens doch immer noch auf der Seite des Kunstgewerbes. Man findet in diesem Salon stets das Neueste, und zwar in so erdrückender Fülle, daß das Einzelne kaum zur Geltung gelangt. Das gilt auch für die eigentliche Kunstausstellung: es wird zu Vieles in zu schneller Folge geboten. Man sah hier die belgischen Neo-Impressionisten, französische Impressionisten, Kollektivausstellungen von Ludwig von Hofmann, Kuehl und Ury. Manches sehr gut, Manches recht unbedeutend. Die tausenderlei Kleinigkeiten, mit denen das moderne Kunstgewerbe diesen Salon versorgt, geben ihm, trotz seiner luxuriösen Ausstattung, etwas Bazarartiges, das nicht gut zu ernsthafteren Bestrebungen stimmen will. Das dritte neue Ausstellungsort, der Salon Ribera, thut noch einen weiteren Schritt dem Geschmack des berliner Publikums entgegen, wenigstens in seiner Ausstattung. Er liegt im ersten Stockwerk eines Hauses in der Potsdamerstraße, nimmt also den Raum einer eleganten Miethwohnung ein. Wände und Fußboden sind mit rothen, grünen, blauen, gelben Stoffen in gebrochenen Farben bekleidet. Es läßt sich nicht leugnen, daß Bilder auf diesem Hintergrunde vorzüglich wirken, er paßt jedoch im Sinn nicht dazu. An dieser Stelle ist der jüngeren deutschen Kunst eine Stätte bereitet. Die Worpssweder, Theodor Hagen, Christian Rohlf, Baluschek und Andere haben hier schon bemerkenswerth gute Werke gezeigt. Neben diesen neuen Salons wirken natürlich die von Schulte und Gurlitt in bekannter Weise weiter. Auch die Akademie

veranstaltet in ihrer Ruine Ausstellungen, theils motivirt, wie die mit dem Nachlaß Gesellschafts, theils unmotivirt, wie die von Bildern, Skizzen und Studien Richettis.

Dem berliner Kunstleben fehlt der einheitliche Zug und damit die Aussicht auf eine fruchtbare Entwicklung. Es hätte nahegelegen, das neue Künstlerhaus zum Mittelpunkt aller künstlerischen Bestrebungen in Berlin zu machen, aber die darin waltenden Elemente haben zu verschieden geartete Interessen, als daß Das möglich wäre. Die Kunstliebhabereien des Kaisers bewegen sich in einer den Fortschritten der Kunst entgegengesetzten Richtung und sind deshalb, trotz dem breiten Raum, den sie vor der Oeffentlichkeit beanspruchen, ohne jede Wirkung auf die Kunst. Die Reigung des Publikums hat sich desto lebhafter der in Bewegung befindlichen Kunst zugewandt; aber hier fehlt es an Geschmack und Unterscheidungsvermögen. Wenn Berlin trotzdem den innerlichen Beruf zu einem Kunstmarkt zeigt, so liegt Das hauptsächlich an der wachsenden Kunstfreundlichkeit und Sammellust in den Kreisen der Finanzwelt. Die Leiter der wichtigsten staatlichen Kunstsammlungen in Berlin, Wilhelm Bode und Hugo von Tschudi, haben diese Kreise in einer Weise für die Sache der Kunst zu engagiren vermocht, wie man es nie für denkbar gehalten hätte. Nicht allein, daß mehr und mehr hervorragende Werke der alten und neuen Kunst in die Sammlungen der Finanzbarone gelangen: die kaufkräftigen Herren spielen auch dem Staate gegenüber die Rolle des uneigennütigen Wohlthäters und ermöglichen die Vermehrung der Museumschätze auf Gebieten, die vom Staat noch stiefmütterlich behandelt werden. Einen weiteren Faktor in der Richtung einer innerlichen Festigung des erfreulichen Theiles der gegenwärtigen Situation bildet die sympathische Stellung des Kultusministers und seiner Rätthe zu den fortschrittlichen Bestrebungen in den Galerieleitungen und in der Künstlerschaft, eine Stellungnahme, die um so höher zu veranschlagen ist, als sie an gewisser Stelle sicher nicht gern gesehen wird. Es ist das Eigenthümliche, daß sich alle diese Bestrebungen auf dem Gebiete der Kunst in Berlin aufheben. Man könnte mit Recht von einem Stillstande sprechen, wenn nicht von Zeit zu Zeit von der einen oder von der anderen Seite der Versuch gemacht würde, die Situation zu klären. So ist ein ewiger Kriegszustand vorhanden, bei dem es nicht an erheiternden Zwischenfällen fehlt. Zu diesen gehören unzweifelhaft die krampfhaften Bemühungen Anton's von Werner, den Lauf der Dinge durch das Gewicht seiner Persönlichkeit aufzuhalten. Er hat damit kein Glück mehr, er erreicht sogar das Gegentheil seiner Absichten und erweist, natürlich wider Willen, seinen Gegnern die größten Dienste. Wie er auf diese Art der berliner Sezession in den Sattel geholfen hat, ist geradezu eine Komödie.

Die Sezession in Berlin ist eigentlich ein Anachronismus; vor sechs

Jahren hätte man sie als befreiende That feiern können; heute sieht man ihr mit ziemlicher Gleichgiltigkeit gegenüber. Der nicht zu überbrückende Gegensatz zwischen alter und junger Kunst, der in Paris und München einst die Geister auseinander streben ließ, ist kaum noch nachweisbar. Man hat auf beiden Seiten nachgegeben und das „Modernsein“ gilt in allen Lagern als erstrebenswerthes Ziel. Von einem Kampfe zwischen Alten und Jungen kann überhaupt nicht mehr die Rede sein; denn die Alten haben längst eingesehen, daß sie die Jungen brauchen, um Ausstellungen zu machen, die das Interesse des Publikums erregen sollen. Es muß also andere als künstlerische Gründe geben, die einen Theil der berliner Künstlerschaft veranlaßten, zu einer Sezession zu schreiten. Diese Gründe liegen auf einem Gebiet, um das sich das Publikum in Berlin so gut wie gar nicht kümmert: im Technischen des berliner Ausstellungswesens. Um nicht länger von Leuten abzuhängen, denen sie die Fähigkeiten absprechen, eine dem Ansehen der Reichshauptstadt entsprechende Ausstellung zu Stande zu bringen, und die doch immer wieder von der künstlerisch minderwerthigeren, aber der Zahl ihrer Anhänger nach mächtigeren Partei der Künstlerschaft zu diesem wichtigen Geschäfte berufen wird, haben die die Sezession bildenden Künstler an die Ausstellung-Kommission einen Antrag auf eigene Säle und eigene Jury gerichtet. Nachdem der Antrag abgelehnt worden war, konnte die Sezession der Kommission nur erklären, sie müsse auf die Theilnahme an der nächsten Ausstellung verzichten. Die Sache der Sezession wäre nun fast hoffnungslos gewesen, wenn ihr in der Person Anton's von Werner nicht ein Retter erstanden wäre. Er wollte den Mißerfolg dieser Mörzler benutzen, um sie ganz unschädlich zu machen, indem er sie aus dem Künstlerverein und vielleicht auch aus der Akademie, der mehrere Mitglieder der Sezession angehören, hinauszudrängen suchte. Der Wortlaut der Rede, die er bei dieser Gelegenheit leistete, hat sich leider nicht genau feststellen lassen, aber trotz einer die Tendenz dieser oratorischen Leistung verwischenden Erklärung des Künstlervereins-Vorstandes ist an der Thatsache nicht zu zweifeln, daß der Akademiedirektor Äußerungen that, mit denen er sich in der wünschenswerthesten Weise blosgestellt und die Sezession so verunglimpft hat, daß ihr mit Nothwendigkeit die Sympathien aller anständig Denkenden zufallen mußten. In gewohnter Weise trug er die ganze Angelegenheit auf das Gebiet des Persönlichen, wobei man erfuhr, daß nach seiner Auffassung die Kunst eine Sache sei, die man treibe, um Ehren, Orden und Titel zu erhalten. Nicht weniger amüsant war die kühne Schlussfolgerung, daß die Nichtbeachtung der Ausstellungszugungen eine Auslehnung gegen den Allerhöchsten Willen bedeute. Es lohnt nicht, den Denk-Saltomortales des wieder nach dem Vorsiz im Künstlerverein strebenden Akademiedirektors zu folgen, — sie haben genügt, die Sezession als Etwas

zu kennzeichnen, das nicht in den Kram Anton's von Werner paßt, — und Das empfiehlt auf alle Fälle.

Der berliner Sezession, die eigentlich so völlig post festum auf der Bildfläche erscheint, bläht nur eine einzige Aufgabe: Beseitigung des jetzigen Ausstellungssystems. Nichts wäre verkehrter, als eine bloße Parteiangelegenheit daraus zu machen, jetzt, wo mit den Leistungen einer höchst fragwürdigen Zukunftskunst auf den Ausstellungen herumoperirt wird. Man kann heute nicht mehr so radikal vorgehen wie vor acht Jahren. Die Begriffe über Kunst haben sich wesentlich geklärt, seitdem die Richtungen als solche mehr in den Hintergrund getreten sind. Es ist fast nur Eins nöthig: die künstlerische Kultur, die man im letzten Viertel dieses Jahrhunderts erworben hat, festzuhalten und weiter auszubilden. Das absolut Neue, das keinerlei Verbindung mit dieser Kultur zeigt, so unterhaltsam es auch für den Augenblick sein mag, bringt die Kunst als Kunst vom Wege ab. Schon klappt ein gähnender Abgrund zwischen der Kunst, die man noch vor fünf Jahren mit heißem Bemühen erstritt und die heute schon für überwunden erklärt wird, und den neuen Zielen. Ein Zeichen, daß wieder eine kulturwidrige Unterbrechung der Entwicklung eingetreten ist. Es ist kaum zweifelhaft, daß das Eindringen kunstgewerblicher Bestrebungen in die Malerei wesentlich dazu mitgewirkt hat. Man wird gut thun, eine reinliche Scheidung zwischen Kunst und Kunstgewerbe herbeizuführen, um weiteren Schaden zu vermeiden; denn „leicht verlieren sich die Künste“. Wie hoch man auch von der Bedeutung des Kunstgewerbes überzeugt sein mag: in der Rangordnung der Künste steht die Malerei darüber. Es ist also ein verkehrtes Verhältniß, wenn eine Wirkung von unten nach oben eintritt, die über eine Blutaufreinigung hinausgeht.

Allgemein bemüht man sich heute um die Kunst. Vom Kaiser herab bis zum Direktor des Schillertheaters möchte man sie auf die Beine bringen; aber wie kläglich ist der Erfolg! Und warum? Weil man die Kunst nicht um ihrer selbst willen pflegt, sondern Dinge verlangt, die ihr fern liegen, die sie als Ziele nicht reizen. Seien es Ergänzungen von Antiken, seien es Bildsäulen von Herrschern, von denen nicht einmal die Geschichte Etwas weiß, seien es Sensationstücke, um das Publikum in langweilige Ausstellungen zu locken. Die Werthe schaffenden Künstler drängen sich nicht zu solchen Aufgaben; denn sie haben Wichtigeres zu thun: Kunst in ihrem Sinne zu machen. Nur da, wo ihnen Gelegenheit dazu geboten wird, wo der Auftraggeber den Willen des Künstlers zu seinem eigenen zu machen weiß, blühen die Künste, ist Kultur. Eine Gegenwart aber, die halb in der Vergangenheit, halb in der Zukunft lebt, sich also innerlich aufhebt, wird keine stolzen Zeugen ihres Daseins hinterlassen, weder auf dem Gebiete der Politik noch auf dem der Kunst.

Hans Rosenhagen.

## Theateragenten.

„Sie treiben da ein sauberes Handwerk“, sagt in Lindaus „Maria und Magdalena“ die Schauspielerin Bertina zum Theateragenten Schellmann; er antwortet: „Aber es hat einen goldenen Boden.“ Diese Behauptung muß wohl wahr sein, denn das Original, das dem Autor vorgeschwebt haben soll, starb als steinreicher Mann. Ob auch die Schauspielerin wahr sprach, mag hier einmal untersucht werden, um das große Publikum für eine Frage zu interessieren, die durch neuere Vorgänge für das gesammte Theaterwesen bedeutsam geworden ist.

Erst unser Jahrhundert hat die Einrichtung der Theateragenturen gezeitigt, deren erste Ansätze bis ungefähr in die zwanziger und dreißiger Jahre zurück verfolgt werden können. Früher wickelte sich der Geschäftsverkehr zwischen „Prinzipal“ und Mitglied direkt und ohne Mitwirkung eines Dritten ab, meist brieflich oder, wie es der unstabile Charakter der damaligen Schaubühne mit sich brachte, „auf der Durchreise“, wobei entweder der Schauspieler sich anbot oder vom Prinzipal für seine „Truppe“ angeworben wurde. Wichtiger als formelle schriftliche Verträge — wenn solche damals überhaupt abgeschlossen wurden — war die Verpflichtung des Mitgliedes auf die „Hausordnung“, die auf beiden Seiten die Rechte und Pflichten festsetzte und meist ein beiderseitiges Kündigungsrecht von drei bis sechs Monaten für das eingegangene Engagement stipulirte. Erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts traten stehende Hof-, National- und städtische Theater an die Stelle der bis dahin allein bekannten „reisenden Truppen“, der Verkehr unter den stabilen Bühnen wurde ein ganz anderer und dabei ergab sich aus Gründen der Nützlichkeit, vielleicht auch der Bequemlichkeit, das Bedürfniß nach vermittelnden Persönlichkeiten, die den Mitgliederbedarf für die Bühnenleitung bald professionell, und zwar auf Kosten der Mitglieder, und so zugleich der neuesten Theatergeschichte das eigentümliche Kapitel der Agenturen lieferten.

Seltzam ist, daß diese Spezies aus den Reihen der Souffleure hervorging, die außer ihrem Zylinderamt die verschiedensten Nebenbeschäftigungen trieben, als da sind: Manuskriptenvertrieb — Das hieß ursprünglich: die Stücke der vogelfreien Autoren wurden gegen Entgelt für andere Bühnen abgeschrieben —, Verkaufen und Berleihen von Musikalien und anderen Utensilien und vor Allem Stellenvermittlung für Schauspieler, Sänger und Musiker. Auch der in der Mitte unseres Jahrhunderts zu besonderem Einfluß gelangte berliner Agent A. Heinrich war vorher Souffleur am königlichen Theater gewesen; er und sein größter Konkurrent und Nachfolger Ferdinand Roeder — das Original von Lindaus vorhin erwähntem Agenten — sind als die eigentlichen Schöpfer der jetzt im Theatergeschäftsverkehr herrschenden Zustände anzusehen. Namentlich Roeder, der bei großer Personal- und Sachkenntniß die Kunst pflegte, ohne Gewissensbisse viel Geld zu machen, hat vorbildlich auf den Troß seiner Jünger und alle die nachwachsenden Konkurrenten gewirkt, die noch heute wie Pilze aus der Erde schießen. Subjekte, die in bescheidensten künstlerischen Stellungen an kleinen und kleinsten Bühnen nicht genügten, fühlen sich plötzlich gedrungen, einem längst gefühlten Bedürfniß nach einer „reellen“ Agentur abzuhefeln, und treten nun in den unlautersten Wettbewerb mit den bestehenden Geschäften, — nach eigener Methode. Diese Methode geht natürlich aber immer darauf hinaus, möglichst hohe

Provisionen in die eigene Kasse zu leiten. Noch vor Jahresfrist mußte das Präsidium der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger in dem offiziellen Organ sich einer jungen Sängerin annehmen, von der sich ein berliner Agent laut Revers, den er in diesem Fall einen Impresario-Vertrag nannte, ohne jedoch nur eine einzige der Impresario-Pflichten zu übernehmen, fünfundszwanzig Prozent, also den vierten Theil ihres gesammten Einkommens, auf eine lange Reihe von Jahren hatte verschreiben lassen. Mit ganz vereinzelt Ausnahmen sind noch heute alle Agenten die gelehrigen Schüler Roeders, des Erfinders der fünfprozentigen Provision und der „Generalrevers“, durch die das Bühnenmitglied in dauernde geschäftliche Abhängigkeit vom Agenten gebracht wurde. Denn es blieb ihm für Lebenszeit zur Provisionzahlung verpflichtet, auch wenn es gar nicht weiter durch einen Agenten oder längst durch einen anderen, natürlich für weitere fünf Prozent, seine Verträge abschloß. Erst in jüngster Zeit hat der Deutsche Bühnenverein innerhalb seiner Machtsphäre diesem Unfug durch strengste Maßnahmen zu steuern verstanden; aber die fünfprozentige Provision für Engagements-Vermittlung blieb bestehen und besteht noch heute. Das heißt: Schauspieler, Sänger und Kapellmeister müssen noch immer für den Vertragsabschluß den zwanzigsten Theil ihres gesammten Einkommens (Gage, Spielhonorar und Benefiz) für die ganze Vertragsdauer dem Agenten verschreiben. Ja, es kommt nicht selten vor, daß zwei Agenten für den Abschluß des selben Vertrages Prozente verlangen und bekommen, so daß dann das Mitglied bis zum zehnten Theil seines Einkommens den Agenten tributpflichtig ist. „Besondere Bemühungen“ werden auch „besonders“ honorirt; man hat Beispiele, daß in einzelnen Fällen der „Klient“ in der Stille um Tausende gerupft wurde. Aber nicht nur die Mitglieder, sondern auch viele Bühnenleiter hatten und haben unter der Macht der Agenten zu leiden, mit denen sie manchmal in finanziellen Beziehungen stehen. Manches Stadttheater kann wohl noch heute nicht die Saison eröffnen, wenn nicht der Agent, dem dafür der Gesamtabschluss für diese Bühne zugesichert war, in die Tasche greift und dem Direktor die Vorschüsse vorschießt. Nur so war es möglich, daß Ferdinand Roeder, wenn einzelne Theater mit den von ihm „gelieferten“ Künstlern nicht zufrieden waren und andere verlangten, einfach diktierte: der Schauspieler X und die Schauspielerin Y ist für die und die Stadt gut genug. Andere giebt's nicht, — und nun mochten Direktor, Mitglieder, Publikum und Presse versuchen, sich mit dem Gebot des Allmächtigen abzufinden.

Weshalb aber, so fragt der Leser, ließen die Schauspieler eine solche Uebermacht der Agenten groß werden? Die Antwort ist leicht zu finden: sie liegt in der wirtschaftlichen Lage der Bühnenmitglieder. Meist zwischen dem siebenzehnten und dem zwanzigsten Lebensjahr geht man zur Bühne. Geschäftliche Unerfahrenheit und der Ehrgeiz, bald vor der Oeffentlichkeit zu glänzen, lassen Vernunft und Ueberlegung selten sprechen. Der Agent redet von der großen Mühe, den großen Opfern, die er bringt, um für den „Absatz“ der Anfänger zu sorgen, während in Wirklichkeit die meisten Bühnenleiter für billige Anfänger schwärmen, — und das Geschäft wird gemacht, ja, viele Kunstjünglinge würden noch viel mehr zahlen — oder thun es wirklich —, um nur anzukommen. Der Zuzug zur Bühne aber bleibt stetig im Wachsen, denn ohne den Zwang eines Ausweises in künstlerischer und wissenschaftlicher Richtung läuft Hinz und Kunz „unters“ Theater.

So hat der Agent seine Vögel von Anfang an in der Hand; und entwischt ihm doch der eine oder andere, so sorgt der Konkurrent dafür, daß das Rupfen nicht aufhört. Je älter aber das Bühnenmitglied wird, um so schwerer wird es ihm bei der gewaltigen Ueberproduktion, unterzukommen; die Macht der fünfprozentigen Gewohnheit hat ihn müde gemacht und sein Rechtsgefühl abgestumpft und weder die Bühnenleiter, zu denen oft der Weg nur durch das Allerheiligste eines bestimmten Agentenkönigs führt, noch die Schauspieler empfinden die Verumpfung dieses Rechtszustandes, wenn sie auch insgeheim über die „Blutsauger“ und „Parasiten“ murren und knurren. So liegen die Verhältnisse noch heute, trotzdem Reichstag, Ministerien und Polizei wiederholt nach ihrer Art zur Sache Stellung genommen haben. Man erinnert sich, daß vor einigen Jahren im Reichstag von den Sozialdemokraten die Ausbeutung der Arbeitnehmer am Theater durch die Arbeitgeber und Agenten zur Erörterung gebracht wurde. Die Interpellation begegnete allgemeiner Theilnahmslosigkeit. Man hat im Reichstag eben keine Zeit fürs Theater; und als ein nationalliberaler Abgeordneter und Theaterintendant aufstand und erklärte, Alles sei in bester Ordnung und die Schauspieler seien eigentlich die Karnickel, da beruhigte sich der Reichstag; ich glaube: es sollten „weitere Erhebungen“ angestellt werden. Damit ist Alles gesagt.

Durch einen Erlaß des preussischen Ministers des Innern vom Jahre 1893, zu dem wohl wiederholte dringende Vorhaltungen der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger den Anlaß gaben, wurden die Polizeibehörden darauf hingewiesen, daß ein Theil der Theateragenten das Stellen suchende Theaterpersonal durch Wucherprozente ausbeute, dessen wirtschaftliche und künstlerische Existenz sich in unzulässiger Weise dienstbar mache und weiblichen Klienten gegenüber die Gebote der Sittlichkeit verleihe. Die Polizei wurde angewiesen, Abhilfe zu suchen, und so entstand der Erlaß über die Einführung der Gefindebücher: die Agenten wurden einfach unter polizeiliche Kontrolle gestellt und wie alle anderen Dienst- und Gefindevermiether zur Haltung der Gefindebücher A und B verpflichtet. Man kann sich denken, daß dieses nach den bestehenden Gesetzen allein mögliche Auskunftsmittel keineswegs auf ein übergroßes Interesse der Polizei für das Nationale des ein Engagement suchenden Fräuleins oder Herrn H. zurückzuführen ist; die Polizei wollte sich nur ein Mittel schaffen, stets das Geschäftstreiben der Agenten kontrolliren zu können. Diese Maßregel besteht noch heute zu Recht und wird von den Agenten als schwere Fessel empfunden. Und doch war sie nur die Einleitung zu der Katastrophe, die durch das neue Bürgerliche Gesetzbuch über die Agenten (Wäcker) hereinzubrechen droht. Endlich nimmt sich das Gesetz der wirtschaftlich Schwächeren gegen ihre überlegenen Ausbeuter an und bestimmt im § 655 a. a. O.: „Ist für den Nachweis der Gelegenheit zum Abschluß eines Dienstvertrages oder für die Vermittlung eines solchen Vertrages ein unverhältnißmäßig hoher Wäckerlohn vereinbart worden, so kann er auf Antrag des Schuldners durch Urtheil auf den angemessenen Betrag herabgesetzt werden. Nach der Entrichtung des Lohnes ist die Herabsetzung ausgeschlossen.“ Und § 138 des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches lautet: „Ein Rechtsgeschäft, das gegen die guten Sitten verstößt, ist nichtig. Richtig ist insbesondere ein Rechtsgeschäft, durch das Jemand unter Ausbeutung der Nothlage, des Leichtsinns oder der Unerfahrenheit eines Anderen sich oder einem Dritten für eine Leistung Vermögensvorteile versprechen

oder gewähren läßt, welche den Werth der Leistung derart übersteigen, daß den Umständen nach die Vermögensvorteile in auffälligem Mißverhältniß zur Leistung stehen.“

Vor diesen beiden Paragraphen muß das Agenturwesen, wie es heute beim Theater betrieben wird, einfach zusammenbrechen. Wir haben gesehen, daß sich die Stellung Suchenden meist in einer Nothlage, in dem Zustande des Leichtsinnes und der Unerfahrenheit befinden, an den im § 138 gedacht ist, und wollen nun noch prüfen, wie sich die heute gültigen Agentenreverse, die die Mäckergebühren normiren, zum § 655 des neuen Gesetzbuches verhalten. Der Agent fordert und erhält jetzt in den fünf Prozent vom engagirten Mitglied den zwanzigsten Theil seines gesammten Einkommens für die ganze Vertragsdauer, also zum Beispiel bei fünfjährigen Engagements mit jährlich 20000 Mark, die doch für Berlin und an großen Theatern in Oper und Schauspiel nichts Seltenes sind, für fünf Jahre 5000 Mark, bei einem zehnjährigen Engagement mit jährlich 15000 Mark in zehn Jahren 7500 Mark, aber auch bei einem siebenmonatigen Engagement mit 350 Mark Monatsgage 122,50 Mark und für ein monatliches Choristengehalt von 120 Mark, das nicht immer zum Leben ausreicht, 6 Mark in jedem Monat. Der selbe Provisionsatz ist zu zahlen, falls die Bühnenleitung die Bezüge des Mitgliedes aus freier Entschließung erhöhen sollte oder eine Verlängerung des Vertrages auch ohne Zuthun des Agenten erfolgt. Das gilt selbst für den Fall, daß das Mitglied inzwischen aus jenem Vertragsverhältniß ausgeschieden ist und innerhalb eines Jahres (bei einzelnen Agenten innerhalb sechs Monaten) durch eigene oder durch Vermittlung eines Anderen, dem es dann natürlich auch tributpflichtig wird, mit der betreffenden Theaterleitung einen neuen Vertrag schließen sollte. Ja, die meisten Agenten lassen sich diese Abgabe auch für den Fall versichern, daß der vermittelte Vertrag auf direkte oder indirekte Veranlassung des Mitgliedes wieder gelöst werden sollte.

Diese letzte, allem Rechtsgefühl geradezu höhnische Verpflichtung gab den Anstoß zu der jüngsten Bewegung gegen die Agenten. Eine an einer ersten berliner Bühne engagirte Dame, die sich ungenügend beschäftigt fand, wollte, um sich einen zuzugenden Wirkungskreis zu suchen, gern ihre Entlassung nehmen, wagte es aber nicht, weil sie laut Revers trotzdem zur Zahlung der Provision aus dem aufgegebenen Engagement verpflichtet geblieben wäre. Sie wandte sich an das Präsidium der Genossenschaft und dieses trat offiziell in eine Unterhandlung mit den Agenten ein, um an die Stelle solcher unerträglichen Härten verständigere Bedingungen zu setzen. Die Agenten, auf denen schon lange der Druck eines Obiums, jetzt auch der polizeilicher Beaufsichtigung, lag und die wahrscheinlich auch schon von dem neuen Gesetz Wind bekommen hatten, zeigten sich willfährig und es wurde eine sechsgliedrige Kommission gewählt, in der drei Genossenschaftler und drei Agenten, die durch Vollmacht einige zwanzig Agentenfirmer Deutschlands und Oesterreichs vertraten, die Interessen beider Parteien wahrzunehmen hatten. Fast zwei Jahre lang, in vielen Sitzungen und unter Verbrauch von viel Tinte und Papier, war die Kommission thätig. Den Agenten mußten natürlich die Zugeständnisse der Verbilligung mit diplomatischer Kunst und Nähe abgerungen werden; aber schließlich kam ein zu Gunsten der unbemittelten Bühnen-Angehörigen vereinbarter Provisionsatz zu Stande, der, von 1½ Prozent beginnend, erst bei Monatsbezügen von über vierhundert Mark

die alten fünf Prozent zulassen sollte. Diese Zugeständnisse der Agenten wurden aber von der Bedingung abhängig gemacht, daß die Genossenschaft von den im Bühnenverein vereinigten Theaterleitern das Zugeständniß erwirke: den Agenten müssen künftig die Prozentabzüge ohne die übliche Remuneration an die Kassendirektoren pure zufließen. Das bewilligte der Deutsche Bühnenverein in seiner Generalversammlung vom Mai vorigen Jahres. Nun wäre ja also die Sache ganz günstig erledigt gewesen und die Agenten hätten, wären sie klug gewesen, durch diesen mit den berufenen Körperschaften des Theaters vereinbarten Tarif dem kommenden Gesetz gegenüber eine offiziell gebilligte Handhabe für die Höhe der Provisionsätze sich gesichert. Aber es kam anders. Beim Theater kommts immer anders, sagte Laube. Mit einer einzigen Ausnahme suchten jetzt die Agenten die lächerlichsten Ausflüchte, um sich zurückziehen zu können, — zu den Fleischtöpfen ihrer fünf Prozent. Der Eine wollte erst „mit seinem Rechtsanwalt sprechen“, der Andere sich erst zu dem neuen Tarif bekennen, „wenn alle Agenturen einheitlich acceptirten“, und zwei Herren von der Agentenkommission entschuldigten sich nicht, zu bemerken, „ihre Mandanten hätten sie wohl bevollmächtigt, zu berathen, aber nicht, zu beschließen“. Nach Verlauf von vier bis fünf Monaten besannen sich zwar die meisten berliner Firmen eines Besseren, aber nun wurden sie vom Präsidium der Genossenschaft einfach abgewiesen.

Eins aber hatte man auch aus dieser tragikomischen Kommission gelernt, nämlich, daß die Wohlthat, die den schlechter bezahlten Kollegen durch verminderte Provisionen zugebracht war, in der Praxis wahrscheinlich ins Gegentheil umgeschlagen wäre, weil die Agenten nach ihrer eigenen Audeutung solche Mitglieder einfach aus ihrem Geschäftskreis ausgeschlossen und immer ein Haus weiter geschickt hätten. Diesen Armen wäre also das Suchen einer Stellung einfach erschwert worden und schließlich hätten sie sich, der Noth gehorchend, wieder zum alten Wucherfuß verpflichten müssen. Ein *circulus vitiosus*, dem man füglich nur mit Sprengstoffen brikommen konnte. Denn das Bürgerliche Gesetzbuch gilt erst vom Jahre 1900 an und richterliche Entscheidungen fallen bekanntlich nicht immer gleich aus, da es absolut gleiche Fälle eben nicht giebt. Aus diesem Morast konnte nur durch Selbsthilfe ein Weg gebahnt werden. Die Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger hat diese Arbeit begonnen und will sich bemühen, eine Vermittlungsstelle für Vertragsschlüsse zu gründen, und zwar auf Grund ermäßigter Provisionsätze von 1 bis 4 Prozent, je nach der Höhe des Einkommens. Vier Prozent sollen aber bei langjährigen Verträgen nur drei Jahre, dann nur noch zwei Jahre lang drei Prozent erhoben werden dürfen. Länger als fünf Jahre soll keinerlei Provision gezahlt werden. So wird also das Vermittlungsgeschäft für die breite Masse der mittleren Engagements künftig um mehr als die Hälfte verbilligt und dieser wichtige Betrieb auf ein sauberes Niveau gehoben, den alten Mißbräuchen die Thür verschlossen und ein anständiger Geschäftsmodus geschaffen werden, der den nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch entscheidenden Richtern zeigen kann, bis zu welcher Höhe dem eine Stelle suchenden Bühnenmitglied nach dem Urtheil der Sachverständigen Mätkergebühren auferlegt werden können.

Hermann Nissen,  
Präsident der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger.



## Amerikanismus und Deutschthum.

Seit kurzer Zeit erregt eine Erscheinung in der katholischen Kirche Aufsehen und scheint Priester wie Prälaten, namentlich im französischen Jesuitenlager, in Unruhe zu versetzen. Man kann sie den „Amerikanismus“ nennen. Am zwanzigsten August 1897 hielt der amerikanische Monsignore O'Connell vor einer zu Freiburg in der Schweiz tagenden katholischen Gelehrtenversammlung einen Vortrag, in dem er seinen europäischen Glaubensgenossen die jenseits des Ozeans eingeschlagene und immer mehr zur Geltung kommende Richtung als epochemachendes Ereigniß hinstellte. Der Eifer des Redners und die kühne Zuversicht, mit der er für diese vom Geist der Freiheit und des Fortschritts befehlte neue Bewegung in die Schranken trat, erregten das Kergerniß der konservativen Geistlichen und besonders die Mitglieder der Mönchsorden singen bald darauf an, sich entschieden mißfällig zu äußern. Man griff die Grundsätze des Amerikanismus als bedenklich und den Katholizismus gefährdend an und versuchte, dessen hervorragendste Vertreter in den Vereinigten Staaten: Cardinal Gibbons, Erzbischof Irelands, die Monsignori Keane und O'Connell und vor Allem Father Heder, den Haupturheber der Bewegung, als Ketzer und Schismatiker hinzustellen. Eine gegen ihn gerichtete Flugschrift: „Le Père Hocker — Est-il un Saint?“ erhielt das Imprimatur des Vatikans und man ging daran, sogar die Biographie des 1888 gestorbenen hochverdienenden Mannes auf den Index der verbotenen Bücher zu setzen. Darüber hat nun die römische Kurie freilich noch nicht entschieden und zunächst die ganze Angelegenheit der Index-Kongregation abgenommen. Ein besonders zu diesem Zweck eingesetzter Ausschuß von Kardinälen ist mit der Prüfung beschäftigt und darin liegt ein günstiges Vorzeichen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird der Papst den Feinden des Amerikanismus nicht beitreten. Er wird um so weniger verdammen wollen und können, was sein Vorgänger auf dem Stuhle Petri gebilligt hat, als ein solcher Systemwechsel von verhängnisvoller Rückwirkung auf die katholische Kirche in Nordamerika sein könnte.

Schon vor vierzig Jahren sah Heder ein, daß es unmbglich ist, den mittelalterlichen Katholizismus, wie er in Europa fortbesteht, erfolgreich nach der neuen Welt zu verpflanzen, daß er vielmehr dem amerikanischen Rationalcharakter und den bestehenden Staatseinrichtungen anzupassen ist. Das hauptsächlich unter Mitwirkung des Jesuitenordens ausgebildete und am Stärksten in den romanischen Ländern entwickelte, die persönliche Selbstständigkeit und eigene Forschung in Glaubenssachen hemmende System des hierarchischen Absolutismus widerstrebt dem demokratischen Geist der Amerikaner. Hierbon ging eine Denkschrift aus, die er Pius dem Neunten zur Erwägung unterbreitete. Der Papst genehmigte die dargelegten Grundsätze und gewährte die zur Ausführung erforderlichen Mittel, von denen die Stiftung der „Congregation of St. Paul“ und die Gründung einer in New-York von Heder herausgegebenen Monatschrift „The Catholic World“ besonders zu erwähnen sind. Die als „Paulist Fathers“ bekannten und zum größten Theil aus eingeborenen Amerikanern bestehenden Mitglieder legen kein Gelübde ab, dürfen nach Belieben zu jeder Zeit austreten und verpflichten sich überhaupt zu keiner Regel, die ihrer Stellung und Thätigkeit als Staatsbürger Eintrag thäte.

Die nächste und dringendste Aufgabe war, die konfessionlosen Volksschulen sowie die vom Staat unterstützten, von der Kirche unabhängigen höheren Erziehungsanstalten gegen die Angriffe des aus der alten Welt eingeschleppten engherzigen Ultramontanismus zu verteidigen. An diesem Kampfe für die höchsten Güter der Nation theilten sich außer anderen hochgestellten und hervorragenden Katholiken auch Erzbischof Ireland, Monsignore O'Connell und der päpstliche Legat Satolli. Ja, dieser Cardinal trug kein Bedenken, in einer zu Chicago gehaltenen feierlichen Rede die Verfassung der Vereinigten Staaten neben die Evangelien zu stellen und als die „Magna Charta der Menschheit“ zu bezeichnen. Jeder hat sich über seine Ziele in zwei Schriften, „Catholicity in the United States“ (1879) und „Catholics and Protestants Agreeing on the School Question“ (1881), klar und bündig geäußert. Die selbe Umwandlung, die er danach für nöthig hielt, um die katholische Kirche für Nordamerika lebens- und entwicklungsfähig zu machen, hat neuerdings der würzburger Professor, Dr. Hermann Schell als eine Lebensfrage der katholischen Kirche auch für die alte Welt bezeichnet. „Der deutsche Patriotismus“, fügt er hinzu, „hindert uns durchaus nicht, bei dem innerlichen Streit in Nordamerika wenigstens im Grundgedanken für den sogenannten katholischen Amerikanismus Partei zu nehmen; denn es ist nicht der nationale, auch nicht der deutsch nationale, noch weniger der katholische Geist im nationalen Streben, der sich drüben bekundet, wenn man gegen die geschichtlichen Grundlagen ankämpft, auf denen die Nordamerikanische Union und ihre Kultur beruhen.“ Leider fehlt diese Einsicht den meisten Deutsch-Amerikanern und Das haben einige unduldsame Prälaten geschickt benützt, um den Amerikanismus als deutschfeindlich anzugreifen und sich selbst zu Vorkämpfern des Deutschthums aufzuwerfen. Obgleich vollständig aus der Luft gegriffen, hat die Beschuldigung des Deutschhasses den beabsichtigten Zweck erreicht und so stehen sich jetzt deutsch-amerikanische und irisch-amerikanische Katholiken vielfach als Gegner und Anhänger des Amerikanismus gegenüber.

Leider ging nun auch die liberale deutsch-amerikanische Presse zum Theil in die ihr gestellte Falle und ließ sich unversehens in das Feldlager des sonst bekämpften Ultramontanismus irreführen. Dagegen haben die eigentlichen Amerikaner, weder die Masse des Volkes noch die gebildeten Kreise, sich bisher sonderlich für den Streit interessiert. Er ist für sie: „a clerical squabble between the Irish priests on one side and the German priests on the other, as well as between the moderates and the extreme ultramontanes, the two squabbles being muddled up together.“ Doch sind die Sympathien der Amerikaner durchaus auf der Seite der irischen Geistlichen da gewesen, wo sie in Vertretung der toleranteren Richtung die Angriffe der zum größten Theil in belgischen und römischen Jesuitenanstalten erzeugenen „deutschen“ Ultramontanen von der Volksschule abgewehrt haben. Deshalb ist es als ein bedauerliches Mißgeschick zu betrachten, daß einige der ärgsten und streitsüchtigsten dieser Dunkelmänner als Verteidiger des Deutschthumes auftraten und daraufhin von den Schreibern über alle Maßen bejubelt wurden, bloß weil sie sich in Reden und Zeitungartikeln über „Amerikanismus“ und verwandte Gegenstände gehässig ausließen und die Institutionen des Landes möglichst herabzusetzen bemüht waren. Ob die katholische Kirche, wie Jeder wollte, sich in Nordamerika nationalisiren wird oder nicht, geht Niemanden als die Katholiken selbst an. Wahrscheinlich würden die ernsthaftesten Protestanten dort vorziehen, daß sie mit der Kulturentwicklung des Landes in keine

Verbindung träte; denn es ist klar, daß, wenn sie außerhalb der Interessen und Funktionen des Ganzen verbleibt, ihr auch kein Fortschritt beschieden ist, sondern daß sie schließlich von dem wachsenden und sich erneuernden Organismus wie ein Fremdkörper im Fleisch ausgestoßen werden würde. Wenn irische Bischöfe versucht haben sollten, „das Predigen in deutscher Sprache in katholischen Kirchen und den deutschen Religionunterricht zu verbieten“: wie kann man amerikanische Einrichtungen für diese Ausbreitung verantwortlich machen, — es sei denn, daß man die Freiheit der Kirche von staatlicher Einmischung überhaupt bekämpfen will? Die weitere Beschwerde über das Bestehen von „Gesetzen zur Unterdrückung deutscher Kirchenschulen in den westlichen Staaten“ beruht auf einem Mißverständnis, wenn nicht auf einer vorsätzlichen Verdrehung der Thatsachen. Solche Gesetze wären verfassungswidrig und würden auf Klageantrag vom höchsten Gerichtshof ohne Weiteres aufgehoben werden. Daß die Kirchenschulen aus der Staatskasse nicht unterstützt werden, ist freilich wahr, aber auch ganz in der Ordnung. Gerade im Westen hat man zuerst für die Erlernung der deutschen Sprache in den öffentlichen höheren Erziehungsanstalten, den sogenannten „Union Schools“, in üblicher Weise Sorge getragen; und manches Kind deutscher Abstammung hat in diesen Schulen die Muttersprache selbst gegen den Willen der Eltern gelernt. Anfangs drohten katholische Priester, meistens Belgier, sogar, den Gläubigen die Sakramente zu entziehen, wenn sie ihre Kinder in die „Union Schools“, statt in die unter ihrer Leitung stehenden Kirchenschulen, schickten. Als aber die Eltern erfuhren, wie viel weniger diese Schulen namentlich für die wissenschaftliche Fortbildung und Vorbereitung zum Universitätsstudium leisteten, lehnten sie sich gegen ihre Seelsorger auf und schickten ihre Kinder wieder in die verpönten Lehranstalten. Ein intelligenter katholischer Handwerker gestand mir, er verzichte lieber auf die Sakramente, als daß er sie mit einer schlechten Erziehung seiner Kinder erlaufen wolle. Ich erinnere mich auch, mit welchem Unwillen Father Hecker „dieses dumme Verbot“ als eine Schande für die Kirche und als eine Verhöhnung an der Jugend verurteilte.

In letzter Zeit ist vielfach von der Wahrung und Förderung des Deutschtums in den Vereinigten Staaten die Rede gewesen. Was will man damit noch erreichen? Man hört über eine angeblich starke Abneigung der eingeborenen Amerikaner gegen die eingewanderten Deutschen klagen, obwohl meines Erachtens diese Abneigung weder so stark noch so gefährlich ist, wie die Empfindlichkeit einzelner Deutschen glauben machen will. In der Regel würde ein solcher Mißklang kaum vernehmbar sein und bald verhallen, wenn nicht der Resonanzboden der amerikanischen und deutsch-amerikanischen Presse ihn gelegentlich zu politischen Zwecken verstärkend wiedertönte. Gewiß, es giebt Amerikaner, die noch immer auf die „Dutchmen“ geringschätzig herabsehen, aber es giebt auch Europäer, die sämtliche Amerikaner „Yankos“ nennen und mit dieser Bezeichnung eine Herabsetzung beabsichtigen. Dummköpfe dieser Art kommen leider in allen Ländern vor, und obwohl ihre Zahl mit der Verbreitung der Kultur und der Erweiterung des geistigen Gesichtskreises durch den zunehmenden internationalen Verkehr stetig abnimmt, kann man schwerlich hoffen, daß sie je ganz aussterben werden.

Die deutschen Einwanderer in der Zeit vor dem Unabhängigkeitskriege waren ziemlich ungebildet und kaum geeignet, die Achtung der englischen Kolonisten zu gewinnen, auch war für die Ankömmlinge die fremde Sprache eine jede Annähe-

zung erschwerende Scheidewand. Mit dem Ausbruch des Krieges kamen die von England gekauften deutschen Soldner ins Land, die natürlich Deutschland und die Deutschen nicht beliebter machen konnten. Erst in den zwanziger Jahren fing die deutsche Einwanderung durch die politischen Verfolgungen im Vaterlande an, einen anderen Charakter anzunehmen. Begabte und wissenschaftlich gebildete Männer wie Karl Follen, Franz Lieber, Friedrich Hecker, Friedrich Münch, Gustav Körner, Karl Schurz und andere politische Flüchtlinge kamen in der neuen Heimath rasch zu Ansehen und brachten in den besten Kreisen den deutschen Namen zu Ehren. Ein einziger Mann wie Karl Schurz wiegt aber auch einen ganzen Haufen von Seloten wie den Monsignore Schröder auf, „dessen schneidige Worte“ und „starke Diebe“ gegen den „Amerikanismus“ und Alles, was sonst nicht in seine kirchliche Begrenztheit hineinpaßt, seinen Befinnungsgenossen so bewundernswerth erscheinen.

In diesem Zusammenhange ist auch hervorzuheben, daß der vom vorigen Kongreß angenommene und vom Präsidenten Cleveland verworfene Gesetzesvorschlag zur Beschränkung der Einwanderung keineswegs gegen die Deutschen gerichtet war. Allein schon die Bestimmung zu Gunsten der des Lesens und Schreibens ihrer Muttersprache kundigen Einwanderer hätte genügt, um die Deutschen fast ohne Ausnahme zuzulassen. Ins Auge gefaßt waren vielmehr die unwissenden, unbemittelten und oftmals verbrecherischen Klassen des östlichen und südlichen Europas.

In dem vor einigen Monaten erschienenen Jahresbericht der „Deutschen Gesellschaft“ zu Milwaukee im Staat Wisconsin macht der Vorstand, Herr August Stirn, den Vorschlag, eine ausführliche Geschichte der Deutschen in Nordamerika zu veranstalten, um ihre Verdienste in das richtige Licht zu setzen und zu allgemeiner Kenntniß zu bringen. Hoffentlich kommt der löbliche Plan zu Stande. Dann wird sich alsbald zeigen, welch weittragenden und heilsamen Einfluß das deutsche Element in den Vereinigten Staaten auf Handel und Industrie, Politik, Kunst und Wissenschaft, besonders auch auf das gewerbliche und das Hoch-Schulwesen gehabt hat. „Wir Deutsch-Amerikaner“, sagt Herr Stirn, „verlangen weiter nichts als eine gerechte Anerkennung unserer Mitarbeit an der Entstehung, der Erhaltung und der Wohlfahrt der Republik. Der Grundcharakter des eingeborenen Amerikaners ist hochherzig, freisinnig und gerecht und nur eine kleine Zahl gelüftet es, die Fremden zu unterdrücken.“ Der Einfluß dieser „kleinen Zahl“ würde noch geringer sein, wenn er nicht durch jene kirchlichen Kämpfe genährt würde. Zum Glück ist auch die Zahl Derer nicht allzu groß, die, wie ein angesehenener deutsch-amerikanischer Rechtsanwalt sich ausdrückt, „unter dem schönen Namen des ‚Deutschthums‘ und der ‚Erweiterung der germanischen Einflußsphäre‘ vielleicht mehr aus Unwissenheit als aus Bosheit sündigen.“ Ein falsches „Amerikanerthum“ und ein falsches „Deutschthum“ gerathen einander in die Haare und theilen sich gegenseitig Püffe aus; aber, wie so oft bei Schlägereien, Niemand scheint sich gegenseitig Püffe aus; aber, wie so oft bei Schlägereien, Niemand scheint recht zu wissen, um was es sich eigentlich handelt. Daß die „nativistischen Politiker“, wie eine deutsch-amerikanische Zeitung behauptet, sich an dem Gezänk als Aufseher und Ausbeuter betheilig haben, liegt in dem Wesen der Berufs-Politiker und Demagogen, die aber keineswegs die Wortführer der Nation sind.

München.

Professor E. P. Evans.



## Selbstanzeigen.

**Franzese's Radda.** Soziale Tragödie in fünf Aufzügen. Leipzig, Verlag von Otto Weber. M. 2, geb. M. 3.

Es kam mir darauf an, zu zeigen, wie ein von der Seite des Temperaments und der Gefühle starken Rachetrieben zugänglicher, von Gesinnung aber der Rache abgeneigter Charakter durch schwerste Bedrängnisse zu Kampf und Mord getrieben wird. Dem Konflikt bilden Natur und Kultur (die ich hier eben so gut Gewissen oder Sitte oder Gesetz nennen könnte), als psychische Antagonismen der Einwirkung der Außenwelt ausgesetzt; so zwar, daß zuerst das Gewissen die Rache niederzwingt, um schließlich doch von ihr besiegt zu werden. Wenn „Gewissen Feige aus uns Allen macht“, so sind die Voraussetzungen des von mir gezeichneten Seelenkampfes gegeben. Des letzte Urtheil über den Helden meiner Tragödie besiegelt seine Gewaltthat. Wer die Einrichtungen des Rechtsstaates für unfehlbar und allgerecht ansieht, wird meiner Auflehnung gegen das Gewissen keinen Geschmack abgewinnen; ich halte kein Recht für ein vollkommenes Gut, sondern glaube, daß jedes Recht zugleich ein Unrecht in sich birgt; daher auch das Wort: *summum ius summa iniuria*. Ob es mir gelungen ist, meinen Gedanken künstlerisch zu verkörpern, darüber erwarte ich die Belehrung der Kritik.

München.

Christoph Steudall.



**Blutstropfen,** Novellen und Skizzen. Dresden und Leipzig, E. Pierson.

Ich biete in diesem Erstlingewerk in Prosa und Poesie Bilder aus bewegtem Leben. Es ist ein ernstes kleines Buch; aber nicht ernster, als sich das Leben den Meisten von uns erweist. An der Vertiefung und Eigenart meiner Gestalten lag mir Alles, an einem versöhnenden Ausgang wenig oder nichts. Der gewissenhaften Kritik werde ich dankbar sein. Anna Behnisch.



**Irrenärzte auf Irrwegen.** Offener Brief an Herrn Universitätsprofessor und Medizinalrath Dr. C. Bernick in Breslau, betreffend den Fall Müller-Breslau. Dresden, Kommissionsverlag von Deklar Damm.

Die hier angezeigte Brochure ist die Antwort auf die vom Verein Ostdeutscher Irrenärzte (Vorsitzender Prof. Dr. Bernick) den Lesern der „Zukunft“ (J. No. 23, Jahrgang 1898) angekündigte Veröffentlichung, die die Darstellung meiner Schrift: „Drei Monate ohne Grund im Irrenhause“ ihrer „subjektiven Färbung“ entkleiden und ihre Mücken ausfüllen sollte. (S. Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie, Bd. 55, No. 4, S. 446–465.) Ob und wie weit dieses Vorhaben gelungen ist, darüber wird sich der Leser meiner Brochure leicht ein Urtheil bilden können. Ich will nur bemerken, daß das in diesen Schriften behandelte Thema weit über den Rahmen einer persönlichen Angelegenheit hinausgeht. Es handelt sich um einen der Fälle, in dem die Frage, ob gemeingefährliche Geisteskrankheit vorlag und der Kranke in einem Irrenhause zu interniren und in seinem, seiner Angehörigen und im staat-

lichen Interesse zu entmündigen war, irthümlich bejaht worden ist. Darin spiegelt sich die ganze Misere, die dem staatlichen Freiwesen besonders in Preußen und dem für das Deutsche Reich gültigen Entmündigungsverfahren noch immer anhaftet. Auf die Gefahr hinzuweisen, von der jeder Staatsbürger bedroht ist, und an zuständiger Stelle die Erkenntniß zu werden, daß hier schleunigst Abhilfe zu schaffen und eine gründliche Reform geboten sei: Das war der Zweck meiner mehrfachen Veröffentlichungen.

Dresden.

Dr. Ernst F. Müller.



**Werden.** Novelle. E. Piersons Verlag, Dresden.

„Werden“ ist mein Erstling und besitzt alle Fehler eines solchen, vor Allem jenen Ueberschwang, der den Abstand zwischen Wollen und Können besonders empfindlich macht. Ich versuchte, die Unsitlichkeit der Jugend zu bekämpfen, und wandte rohe Gewalt an, wo scharfer Spott oder überlegene Dialektik vielleicht besser angebracht gewesen wären. Aber möge man sich über mich entrüsten, wenn nur mein Ziel erreicht wird, nämlich: Eltern und Lehrern die Augen über Dinge zu öffnen, an denen sie zu häufig schon vorübergeschlichen.

Kiede.

Leonhard Abelt.



**Die Agrarfrisse.** Besteht eine solche und worin besteht sie? Leipzig, Fr. Wilt. Grunow, 1899. 166 S. klein 8<sup>o</sup>. 2,50 Mk.

Meine ersten Grenzbotenbeiträge sind vor zehn Jahren von den Konserwativen sehr beifällig aufgenommen worden. Ein paar Jahre darauf haben sie mich und um meinethalben die „Grenzboten“ boykottirt. Wer sich die Mühe nimmt, das angezeigte Schriftchen zu lesen, wird darin für Beides die Erklärung finden, falls er Dessen noch bedarf; man braucht nämlich nur mit intelligenten Landwirthen zu verkehren, um zu verstehen, wie Jemand ein warmer Freund der Landwirtschaft und des Bauernstandes und trotzdem — oder eben darum — ein entschiedener Gegner der agrarischen Agitation sein kann; gerade praktischen Landwirthen verdanke ich, was ich von der Landwirtschaft weiß. Das Schriftchen enthält einen Abriss der Geschichte der deutschen Landwirtschaft in den letzten hundert Jahren, eine objektive Darstellung ihrer jetzigen Lage, eine Kritik der Forderungen und der Thätigkeit des Bundes der Landwirthe und endlich Betrachtungen über den Zusammenhang der Landwirtschaft mit der gesammten Staatswirtschaft. Als Anhang ist ein Aufsatz beigegeben, den ein Rittergutspächter vor drei Jahren einer landwirthschaftlichen Zeitung anbot, der ihm aber mit der Begründung zurückgegeben wurde, er habe zwar Recht, aber das Blatt würde drei Viertel seiner Abonnenten verlieren, wenn es den Aufsatz druckte . . . Bei dieser Gelegenheit erlaube ich mir, zu bemerken, daß es nicht meine Schuld ist, wenn zwei Schriften von mir fast gleichzeitig erscheinen; das Manuskript meiner Schrift über Robertus, die in nächster Zeit bei Fr. Frommann in Stuttgart erscheinen wird, ist bereits seit Juli vorigen Jahres in den Händen des Verlegers.

Reiße.

Carl Zentsch.



## Ein konservativer Sozialpolitiker.

Mit Rudolph Meyer ist der Letzte von einer Reihe interessanter Männer aus dem Leben geschieden. Voraufgegangen sind ihm Lavergne-Beguilhien, Thünen, Rodbertus und Wagener. Sie Alle betrachteten sich als konservativ, hielten fast Alle sehr viel von der sozialen Mission des preussischen Staates, standen auf der Seite der Grundbesitzer — Lavergne, Thünen und Rodbertus waren selbst Rittergutsbesitzer —, vertraten aber weder den wirtschaftlichen Interessenstandpunkt im engsten Sinne noch eine beschränkt nationale Richtung, sondern betrachteten die Dinge in einer Art, die man heute soziologisch nennt. Den Liberalen und den demokratischen Sozialisten galten sie als reaktionär, den Konservativen waren sie als rothe Radikale verdächtig. Sie unterschieden sich von Männern wie Haller, Adam Müller, Odres, Geny durch die Methode. Wenn Haller gegenüber der Vertragstheorie annimmt, daß die Kräftigsten und Klügsten zu Anfang das Land okkupirten und daß die Schwächeren und minder Klugen, die nachfolgten, sich den Bedingungen der ersten Okkupanten anbequemen mußten, so war seine Methode eben so fehlerhaft wie die seiner Gegner auf dem Rousseau-standpunkte: er projizirte eine idealisirte Gegenwart in die Vergangenheit und gab ein Parteipostulat anstatt einer wissenschaftlichen Untersuchung.

Trotz Marx geht der heutige demokratische Sozialismus von Rousseau aus, wie die konservative Reihe von Haller und von den französischen Romantikern, aus denen Haller geschöpft hat; aber auf beiden Seiten ist der Ausgangspunkt durch das historische Denken überwunden worden, das in Deutschland dem französischen Doktrinarismus entgegentrat. Dadurch, daß sie historisch dachten, war es möglich, daß sich Rodbertus und Marx in ihren Anschauungen so oft trafen und daß Meyer ein Freund von Marx und Engels sein konnte. Ihren verschiedenen Ursprüngen entsprechend, gingen sie sonst weit auseinander: der Erbe Rousseaus und revolutionäre Achtundvierziger erwartete von der Zukunft die Diktatur des Proletariates und die kommunistische Gesellschaft; der Erbe des Konvertiten Haller lieb, obwohl er selbst Protestant blieb, seinen einzigen Sohn katholisch werden, weil er zuletzt in der katholischen Kirche die einzige historische Macht zu sehen glaubte, die den noch kommenden Aufgaben gewachsen sei.

Allmählich ist Vieles, was früher eine Kunst und eine Bethätigung der Persönlichkeit war, zu einer Sache der bloßen Gelehrsamkeit geworden. So auch in den Staatswissenschaften, wo es besonders fatal wirkt. Ein Mann wie Lavergne-Beguilhien war einer der Klügsten Menschen seiner Zeit und wirklich ein Riese unter den Zwergen der damaligen offiziellen Wissenschaft; und doch wird er heute noch nicht gehührend anerkannt, — aus dem einfachen Grunde, weil er kein gelehrter Handwerker war. Das hat auch Rudolph Meyer an sich erfahren. Allerdings hat er häufig nicht so gründlich zugehört wie ein Fachgelehrter. Das bewies seine Darstellung der Homestead-Befehgebung und ihrer Wirkungen. Die Homestead war alt genug und Hunderte von Gelehrten waren blind daran vorbei gegangen. Meyer war der Erste, der auf ihre ideale Bedeutung hinwies und

das weitstehende Material mühsam zusammentrug. Derartiges ist verdienstlicher und seltener als die fachwissenschaftliche Nachlese, selbst wenn sie böse Fehler berichtigt; denn es erfordert Persönlichkeit. Meyers Arbeiten sind oft flüchtig und unzuverlässig und Adolph Wagner wirft ihm mit Recht vor, daß er sogar die von Robbertus an ihn gerichteten Briefe in lächerlicher Weise herausgegeben hat. Darf man danach seine Bücher als wissenschaftliche Quellen nur mit äußerster Vorsicht benutzen, so haben sie doch ungleich stärkere Wirkungen gehabt als manche andere, die ungleich besser geschrieben waren, etwa Serings Buch über die amerikanische Konkurrenz, ja selbst als Alles, was Adolph Wagner geleistet hat, die von ihm veranlaßte musterhafte Ausgabe des Robbertus, das Entzücken jedes Philologen, nicht ausgenommen. Meyer war im Handeln und im Denken ein ganzer Mann, Einer, der die seltene, bei Gelehrten seltenste Gabe besaß, Hauptsache und Nebensache zu unterscheiden. Er war ohne Vorurtheile und setzte seine Persönlichkeit für seine Meinung rückstlos ein, was gleichfalls unter Gelehrten selten vorkommt. Er empfand warm, ganz besonders für die Unterdrückten; aber er war nicht sentimental und kein Lobredner der unteren Gesellschaftsklassen. Im Umgang war er stets der Selbe, gegen den Niedrsten wie gegen den Höchsten; er war nicht hochmüthig, aber er häßte sich auch nicht; nicht einmal vor dem Pöbel.

Meyer wurde im Jahre 1839 in der Neumark als Sohn eines Rittergutspächters geboren. Von da her schreiben sich seine Beziehungen zu verschiedenen hervorragenden Konservativen, seine genaue Kenntniß der Landwirtschaft und sein ausgeprägter Zug, über alle wechselnden Tagesinteressen hinweg die Bodenfrage als die wichtigste Frage der nationalen Zukunft anzusehen. Als Student gehörte er in Berlin einem „feudalen“ Corps an. Durch den Grafen Behr, seinen Pächter, wurde er Redakteur der „Berliner Revue“, zunächst unter Hermann Wagener, dann selbständig. Hermann Wagener, dem er später treue Freundschaft auch in der schlimmsten Zeit bewahrt hat, da der einst Umworbene von Allen verlassen war, wurde recht eigentlich sein Lehrer. Wagener war allen damals von den Arbeitern erhobenen Forderungen zugänglich: Arbeiterschutz, Normalarbeitstag und Staatshilfe für Produktionsgenossenschaften. Er war durchaus der ehrlichen Meinung, durch die Produktivassoziationen mit Staatskredit die soziale Frage lösen zu können; die Arbeiter sollten dem politischen Radikalismus entzogen und durch ihr Klasseninteresse für die Monarchie und den preussischen Staat, so wie er war, gewonnen werden; der preussische Staat in seiner bestehenden Form schien dem Geheimrath als Bollwerk gegen Rußland eben unentbehrlich.

Meyer besaß ganz die Unbefangenheit jener Zeit, in der Thünen sich bemühte, den natürlichen Lohn theoretisch festzustellen, und wo Robbertus über das Ende der kapitalistischen Aera schrieb. Der erste Band des „Kapitals“ von Marx erschien damals und Meyer gehörte zu denen, die sofort erkannten, welche Bedeutung dem Buch zukam. Er verkehrte persönlich mit den berliner Arbeiterführern und stand intim zu Herrn von Schweizer, dem fähigsten Journalisten und Politiker, den die deutsche Sozialdemokratie besessen hat. Auch Robbertus, dem er persönlich näher trat, beeinflusste ihn stark. Die „Berliner Revue“ ging aus Mangel an Abonnenten ein und Meyer schrieb seinen „Emanzipationskampf des vierten Standes“. Das Buch ist jetzt längst veraltet, enthält aber werthvolles Material und beweist die starke Sympathie des Autors für die arbeiten-

den Klassen in einer Zeit, in der die Aeußerung derartiger Gefühle noch nicht zur platten Modefache geworden war.

Im Historischen und in der Analyse des Bestehenden ging Meyer mit Marx; aber natürlich glaubte er nicht an die kommunistische Zukunftsgesellschaft; oder, richtiger gesagt, er wünschte sie sich nicht. Sein individuelles Freiheitbedürfnis machte ihn dem Gedanken einer allmächtigen Demokratie abgeneigt und außerdem glaubte er, daß ein Theil der Bevölkerung stets fest mit dem Boden verbunden bleiben müsse. Von Anfang an beschäftigte er sich mit agrarischen Problemen. Schon lange vor dem allgemeinen Sinken der Preise machte sich ländlicher Arbeitermangel fühlbar und die steigende ländliche Verschuldung ließ unheilvolle Folgen voraussagen. Im Jahre 1874/1875 erfolgte der erste große Sturz der Weizenpreise, der die Aera niedrigerer landwirthschaftlicher Rentabilität einleitete. Die Landwirthe, bis dahin freihändlerisch, wurden von 1877 an schutzollnerisch und vereinigten ihre Interessen mit denen der gleichfalls schutzollnerischen Großindustriellen. Der Kulturkampf ward, um das Centrum für die veränderte Wirtschaftspolitik zu gewinnen, von Bismarck geschlossen und die neue Richtung führte zu einer entschiedenen Arbeiterfeindschaft der Regierung und der Konservativen. Sozialistengesetz und Uebergang zur Schutzollpolitik hingen durch gewisse Zwischenglieder mit einander zusammen.

Robbertus erlebte die veränderte Konstellation nicht mehr. Für Wagener und Meyer war die Anknüpfung mit den Arbeitern und die Vertretung von Arbeiterinteressen mehr gewesen als eine Frage der Gelegenheitspolitik. Wagener, der immer großen persönlichen Einfluß auf Bismarck besessen hatte, war aber durch Lascher beseitigt worden und die ungerechte Behandlung dieses bedeutenden Mannes war das bürgerliche Gegenstück zu der schändlichen Art, in der die Sozialdemokratie Herrn von Schweizer abgeschüttelt hatte. So stand Meyer ganz allein. Ich lernte ihn im Jahre 1890 kennen, zunächst brieflich, dann persönlich, und wir traten, so weit der Altersunterschied Das gestattete, in ein freundschaftliches Verhältnis. Ich war vierundzwanzig Jahre alt und natürlich ganz der Empfangende. Sein Entgegenkommen gegen einen jungen Mann, der keine Erfahrung und ein geringes Wissen besaß, auch niemals sein Anhänger werden konnte oder wollte, sondern seine Grundansichten verwarf, ist mir stets als ein besonders sympathischer Wesenszug erschienen.

Meyer erzählte mir, wie Schweizer eines Tages zu ihm gekommen sei und ihm in höchster Aufregung zugerufen habe: „Ich glaube, Bismarck betrügt uns alle Beide.“ Meyer antwortete darauf: „Dann werde ich ihn angreifen“. Und jetzt kam die Zeit, das Wort wahr zu machen.

Noch auf der Höhezeit des Gründungsschwindels hatte Meyer, der die Verhältnisse genau kannte und ein sehr ausführliches Handbuch der deutschen Banken herausgab, den äppig wuchernden Schwindelgeist leidenschaftlich bekämpft, vor Allem in der Eisenbahnzritung, der späteren „Reichsglobe“ Wehlens. Wehlen wurde auch von Arnim gebraucht und gab natürlich für alle Angriffe auf Bismarck weißes Papier her. Den Hauptschlag führte Meyer 1877 mit seinem Buch „Politische Gränder und die Korruption in Deutschland“.

Er war sich wohl von vorn herein klar, was er zu gewärtigen hatte. Seine Richtung hatte von je her darunter gelitten, daß hinter den Führern keine Ge-

folgschaft stand. Jetzt war die letzte Aussicht auf erzieherliche Thätigkeit in Deutschland für ihn verschwunden, und statt langsam zu verkümmern, zog er es vor, mit einem kräftigen Schlusswort abzutreten. Auf Grund des Buches, das die Zusammenhänge zwischen Gründern und Politikern und auch Bismarcks Verhältnis zu Reichsgründer erörterte, wurde er wegen Beleidigung des Reichskanzlers zu Gefängniß verurtheilt. Er entzog sich der Strafe durch die Flucht ins Ausland und hielt sich während der nächsten Jahre in Bern, London, Paris und Wien auf.

In London war er mit dem Kardinal Manning befreundet, — und mit Karl Marx. Er erzählte mir, wie er in der ersten Zeit dem Kardinal einmal sagte: „Wissen Sie, Eminenz, wen ich nach Ihnen besuchen werde? Den Dr. Marx.“ Manning antwortete: „O, Das ist ein sehr kluger und gelehrter Mann, der es mit den armen Leuten gut meint.“ Bei Marx erzählte er, daß er eben von Manning komme, und Marx erwiderte: „Das ist ein Mann, den ich von ganzem Herzen verehere und der es sehr gut mit den Arbeitern meint.“ Wie schön wäre es doch, wenn die Kleinen sich im politischen Leben dieser Güte und Vorurtheillosigkeit der Großen beseeligen würden! In Paris trat Meyer in nahe Beziehungen zu Le Play und den katholischen Sozialreformern. Schon in Deutschland hatte er sich mit den Ideen Kettlers beschäftigt und in Paris arbeitete er gemeinschaftlich mit dem Grafen de Mun, der Kettlers Ansichten in Frankreich propagirte.

Meyer und Seinergleichen hatten in Deutschland keine Klasse hinter sich. Ihr soziales Königthum war eine ideale Institution, die den wissenschaftlich erkannten Interessen des gesammten Volkes, nicht einzelnen Klassen, Schichten oder Gruppen dienen sollte. Eine gerechtere Beurtheilung, als sie heute üblich ist, wird einst zugeben, daß die Monarchie theoretisch dieser Aufgabe sehr wohl fähig war: fähiger jedenfalls als die demokratischen Republiken von heute, in denen die jeweiligen Machthaber nur durch Bevorzugung einer Partei zu regiren im Stande sind. In der Praxis ist freilich auch die Monarchie heute ein Spielball der Interessengruppen. Man darf aber nicht vergessen, daß vor einem Menschenalter noch sehr viel mehr von dem alten, strengen und bedürfnislosen Preußenthum in der Staatsverwaltung lebendig war und, trotz aller bureaukratischer Kleinlichkeit und Enge, Wissen und Charakter eine größere Rolle spielten als heute.

Waren nun seine auf das Königthum gesetzten Hoffnungen gescheitert, so verblieb ihm nur noch die katholische Kirche. Das war eine rein geistige Macht, die nicht um ihre Existenz zu kämpfen hatte, die in keiner Weise an das Bestehen einer bestimmten Gesellschaftsordnung oder an die Herrschaft einer Klasse gebunden war und die sogar bei ihrer Entstehung und in ihren großen Zeiten immer für die Bedrückten eingetreten war. Auch ich glaube, daß in den bevorstehenden sozialen Kämpfen die Kirche noch eine große Rolle zu spielen haben wird; nur glaube ich, daß sie mit ihrer ungeheuren Macht erst dann eingreifen kann, wenn die arbeitenden Klassen im Wesentlichen ihr Ziel erreicht haben oder doch nah daran sind, es zu erreichen. Sie ist konservativ, sie paßt sich an, aber sie kämpft nicht mehr für das Neue. In seinen letzten Jahren näherte sich Meyer dieser kühleren Auffassung; aber es ist begreiflich, daß er damals, unter dem Einfluß glühend begeisterter Freunde, mehr erhoffte.

Am Wichtigsten wurde seine Thätigkeit in Oesterreich. Er trat sofort in enge Beziehungen zu den dortigen Konservativen und zu ihrem Organ, dem „Vaterland“,

und befreundete sich mit dem alten Grafen Egbert Belcredi, der schon vorher ähnliche Gedanken gehabt hatte, wie sie jetzt Meyer mitbrachte. Aber auch hier gelang es auf die Dauer nicht, eine große Menge von Menschen für allgemeine gesellschaftliche Interessen gegen engere Standesinteressen in Bewegung zu setzen. Auch Marx war nicht nur Parteipolitiker, sondern umfaßte das Interesse der gesamten Gesellschaft. Aber er hatte praktisch das Glück, daß die Interessen der Arbeiter zum großen Theil identisch sind mit Dem, was für die ganze Gesellschaft der Zukunft nöthig ist, und dieser Thatsache verdankt er seinen politischen Erfolg. Sollten die Arbeiter einmal die Diktatur erlangen, so würden sich auch Konsequenzen ergeben, für die Marx bewußt sicher nicht kämpfen wollte; denn gewisse Interessen der gesamten Gesellschaft sind durchaus nicht identisch mit den Interessen der Arbeiter. Mit denen der Bourgeoisie allerdings erst recht nicht.

In die Zeit dieses wiener Aufenthaltes fällt eine Anzahl größerer Werke, vorzüglich über die Vereinigten Staaten. Um die überseelische Konkurrenz und ihre Einwirkung auf die europäische Landwirtschaft gründlich beurtheilen zu können, unternahm Meyer 1882 eine Studienreise nach Amerika. Er hatte es nie verstanden, seine literarische Arbeit zu Geld zu münzen, und sein Erbtheil hatte er längst verbraucht. So verkaufte er, um die Reisekosten zu decken, Alles, was er besaß, sogar seine goldene Uhr. Ich konnte nie ohne Rührung die schlechte tombakene Uhr sehen, die er sich dafür angeschafft hatte und die er später immer trug. Er reiste anfänglich zusammen mit eine Anzahl junger ungarischer Adeligen, kehrte aber allein zurück, da die Andern einen längeren Jagdausflug vorzogen. Unterwegs wurde er krank und lag in Venedig Monate lang ohne Besinnung; er hatte sich körperlich zu viel zugemüht.

Freunde liehen ihm ein Kapital, mit dem er als Siebenundvierzigjähriger nach Kanada ging, um sich mitten in der Prairie in einem Gebiet, in dem damals ein Indianerkrieg wüthete, ein Stück Land zu kaufen. In unermüdlicher Arbeit, bei der ihn seine prächtige Frau, die er damals heirathete, treu unterstützte, machte er das Land urbar und baute Haus und Hof. Dabei fehlte es nicht an allerlei Farmerromantik: Prairiebränden, Indianerüberfällen und Wehlichen. Uebermäßige Anstrengungen und die strenge Winterkälte zogen ihm aber die Zuckerkrankheit zu und er mußte nach sechs Jahren das ausblühende Auwesen verkaufen, um Heilung in Karlsbad zu suchen, das ihn von da an jährlich zweimal sah. Immerhin hatte er ein kleines Vermögen gesammelt, von dessen Zinsen er bescheiden leben konnte.

Er hielt sich dann etwa fünf Jahre in Böhmen auf den Gütern des Grafen Sztva-Larouca und des Fürsten Salin-Reifferscheid auf; und dieser Zeit verdanken wir sein letztes größeres Werk, den „Kapitalismus in de siècle“. Gemeinsam mit ihm plante ich ein Buch über die Wirtschaft- und Gesellschaftspolitik der Kirche, zu dem wir schon große Mengen von Material zusammengetragen hatten. Während der Arbeit stellte sich der Plan aber als zu umfangreich heraus und Meyer hatte kein Menschenalter mehr zuzusehen. In seinen letzten Jahren erfasste ihn die Sehnsucht nach der Heimath stärker und so siedelte er vor etwa drei Jahren nach Dessau über, wo der Sohn seines alten Freundes Hermann Wagner lebte.

Er war einer von den Menschen, die nicht einzuschätzen und zu klassifiziren sind; er war aus sehr heterogenen Elementen zusammengesetzt, aber was in ihm

Alles verband, Das war eine große Klugheit und Güte: nicht im trivialen Sinne, denn er hat sehr häufig gegen die gemeine Klugheit gehandelt, sondern im höchsten und geistigsten Sinn. Seine merkwürdige Vorurtheillosigkeit ist mir nur verständlich — außer aus seiner Klugheit — aus seinem Verkehr mit bedeutenden Menschen jeder Richtung, Nation und Klasse. Leser seiner Schriften können ihn vielleicht im Verdacht eines nach falscher Richtung entwickelten Selbstbewußtseins haben. Das besaß er durchaus nicht; er war von einer wahrhaft rührenden inneren Bescheidenheit. Charakteristisch war für ihn eine gewisse Mischung von Realismus- und Mystik, er ist, ich, eich, n. rinnen, Letztgl. durch, Das, bestimmen, was er wünschte, und sah das zeitlich näher Liegende übermäßig groß. Er war Optimist und Augenblicksmensch.

Ich danke ihm außer vielem Anderen die glückliche Erinnerung an eine schöne und großgeartete Persönlichkeit. Das ist sehr viel; denn wie wenigen Menschen von wirklicher Persönlichkeit begegnen wir doch im Leben!

Dr. Paul Ernst.



## Gasindustrie.

**N**achlos arbeitet die Konkurrenz zwischen Elektrotechnik und Gasgewerbe. Noch niemals ist eine neue Technik von so glänzenden Erfolgen, wie sie das elektrische Licht aufzuweisen hat — an Kraftbetrieb und Straßenbahnen dachten die leitenden Kreise zunächst gar nicht —, durch eine ältere Technik wieder um eine solche Strecke zurückgebrängt worden. Wäre es denkbar gewesen, die Eisenbahnen durch ein verbessertes Rollfuhrwesen oder die Nähmaschine durch eine verbesserte Handnäherer in ihrem Siegeslaufe aufzuhalten? Noch immer ist die Erscheinung nicht genug gewürdigt, wie ein vermeintlich überwundenes System plötzlich der reinsten und schönsten Beleuchtung gegenübertrat und Ueberraschung auf Ueberraschung bereitet. Die angeblich vorsichtige Presse war sehr unvorsichtig, als sie das auersche Gasglühlicht anzweifelte und den steigenden Kurs der Auer-Aktien für künstlich gemacht erklärte. Dadurch hat sie in einem wichtigen Falle den eigentlichen Nutzen der Aktiengesellschaftsform, die Verteilung des Gewinnes unter eine große Zahl anstatt unter wenige Einzelne, beinahe ganz verhindert. Freilich verfolgt die öffentliche Aufmerksamkeit seitdem Alles, was auf dem Beleuchtungsgebiet vorgeht, mit um so größerer Aufmerksamkeit.

Die Fabrikation des jetzt so häufig genannten Acetylens — erst kürzlich hat man wieder eine furchtbare Explosion erlebt oder vielmehr mit Menschenleben be-

zahlen müssen — leidet Mangel an Calcium-Karbid. Der Preis steigt fortwährend und es ist überhaupt nicht in genügender Menge zu beschaffen. Die Fabriken geben vor, völlig ausverkauft zu haben; in Wahrheit handelt es sich aber häufig um Betriebsstörungen. Man steht eben noch in den Kinderschuhen und unausgesetzt ereignen sich unangenehme Zwischenfälle, deren ursächlicher Zusammenhang nicht einmal immer aufzuklären ist. Lieferungsabstufungen sind oft nicht eingehalten worden; die im Stich gelassenen Besteller treten dann als Kläger auf und die Beklagten berufen sich auf höhere Gewalt. Fabrikleiter jeder Branchen sollten nicht versäumen, auf die bevorstehenden Urtheile der Richter zu achten. Sie werden daraus lernen können, wie eng die Gerichtspraxis den Begriff der höheren Gewalt interpretirt. Natürlich fehlt es auf dem Gebiet des Acetylene nicht an Reuheiten. So wird mir von einem Apparat-Mittheilung gemacht, der je nach der Anzahl der angezündeten Brenner die erforderliche Gas-Quantität selbstthätig reguliren soll. Dadurch würde — neben der bedeutenden Ersparniß — die Explosionsgefahr beträchtlich vermindert werden. Eine Vorrichtung am Apparat soll stets genau anzeigen, wie viel Karbid übrig bleibt; auch sollen die Röhren und Brenner so eingerichtet sein, daß sie sich weder versetzen noch verstopfen. Der Apparat wird durch eine Lampe vervollständigt, die nach den selben Grundrissen konstruirt ist.

Noch wichtiger wäre ein neues Verfahren zur Erzeugung von Calcium-Karbid, — ein Verfahren, das die Entstehung von Gas, wenn das Karbid der gewöhnlichen oder feuchten Luft ausgesetzt wird, verhindert. Der Erfinder meint, jede Gefahr ausschließen zu können; aber schon eine bloße Verminderung der Gefahr würde die Verpackung und Versendung sehr erleichtern. Dabei soll es sich nicht um die bekannte Anwendung eines Firnißes oder chemischen Präparates zum Ueberziehen der Masse handeln, sondern um ein neues Brennverfahren, dem das Karbid unterworfen wird. Die Kosten betragen bei nachträglicher Anwendung auf bereits fabrizirtes Karbid acht bis zwölf Mark für die Tonne und bei sofortiger Anwendung in der Fabrikation fallen alle Mehrkosten weg. Ob mit solchen Verheißungen zu viel versprochen wird, werden sachmännische Untersuchungen bald zeigen.

Eine ausnehmende Mährigkeit ist seit Kurzem bei uns in der Wasser-gasindustrie zu beobachten. Europa unterschätzt bekanntlich den Gasverbrauch Amerikas. An dem thatsächlich sehr großen Verbrauch ist das karburirte Wasser-gas zu drei Vierteln theilhaftig. Da jetzt gerade in Preußen mit wichtigen Kommunen wegen der Einführung dieses Gases für einzelne Stadttheile verhandelt wird und die Durchführung einer Anlage sofort andere nach sich ziehen muß, ist es an der Zeit, diesen Unternehmungen eine stärkere Beachtung zu schenken. In Brüssel ist neulich eine Gesellschaft zusammengetreten, die unter der Leitung des Dozenten am wiener Polytechnikum, Dr. Straupe, als Generaldirektors, ähnlich wie früher die Auer-Gesellschaft, die Patente und Lizenzen für die verschiedenen Länder veräußern will. Das Gesellschaftskapital beträgt eine Million Francs; jedoch ist den Administratoren eine Erhöhung um eine halbe Million vorbehalten, ohne daß sie deshalb die Generalversammlung zu befragen brauchen. Mit berliner Banken schweben Verhandlungen über Rußland. Die österreichische Kreditanstalt dürfte wahrscheinlich eine Gesellschaft für die habsburgische Monarchie und die Balkanländer bilden, da die hierauf bezüglichen Patente von vorn herein abgetrennt waren; ferner kommt die Adln-Beyerthaler Maschinenfabrik für Deutschland westlich der

Erbe in Betracht. Dieses für Gasmaschinen so wichtige Unternehmen will die Lizenz für ihr Gebiet mit einem Grundbetrag erwerben, der von Jahr zu Jahr steigen soll. Man versichert, daß eine Emission von Aktien in keiner Weise beabsichtigt sei und daß die Konstituierung der Gesellschaft an Stelle des bisherigen Syndikates den einzigen Zweck habe, die Vertheilung der Eingänge aus den Patenten und Lizenzen zu erleichtern.

Dieses Wassergas von Strache wird natürlich vom Erfinder auch für Beheizung, Motorenbetrieb und industrielle Zwecke, wie Metallschmelzen, Schweißen und Anwärmen von Gegenständen, für Emaillir-Ofen, Glasfabriken, chemische Fabriken und Laboratorien empfohlen. Die Beleuchtungszwecke betreffen städtische Centralen, Umwandlung bestehender Steinkohlengasanstalten, Zubau von Wassergasanstalten, Vergrößerung der Leistungsfähigkeit bestehender Steinkohlengasanstalten durch Aufstellung von Wassergas-Generatoren und Karburirung des Mischgases. So leicht werden die alten Gasanstalten wohl in dieser Veredelungsverkehr nicht eintreten; aber sehr erfahrene Direktoren geben bereits zu, daß in manchen Fällen (bei Gasanstalten kommen die verschiedensten Umstände in Betracht!) derartige Kombinationen wohl angängig sind. Kleinere Fabriken und Gebäudekomplexe, wie Krankenhäuser u. s. w., sollen mit eigenen Beleuchtungsanlagen versehen werden. Das Allgemeine Krankenhaus in Wien hat das Wassergas wegen seiner bedeutenden gesundheitlichen Vorzüge, seiner Sicherheit und seiner außerordentlichen Helle allen anderen Beleuchtungsarten vorgezogen und die Kosten haben sich noch um die Hälfte billiger gestellt als selbst beim Steinkohlen-Kerlicht. Entscheidend für die Einführung dürfte aber weniger diese Billigkeit als der Umstand gewesen sein, daß die minder erwärmten Räume eine Zimmerluft erhalten, die durch Verbrennungsprodukte weit weniger verunreinigt ist. Ich würde solchen Angaben aus Wien selbst immerhin mißtrauisch gegenüberstehen, wenn nicht eine Autorität wie Professor Bunte aus Karlsruhe, der bekannte Herausgeber des Journals für Gasbeleuchtung, auf dem nürnberg'schen Kongress entschieden für das Wassergas eingetreten wäre. Lautete doch der Schluß seines Vortrages: „Für Leuchtzwecke eignet sich Wassergas mit Glühlicht ausgezeichnet. Es haben nunmehr die leuchtenden Bestandtheile des Gases bei Anwendung zu Glühlicht nicht mehr den Werth wie früher; je mehr die Beleuchtung mit Glühlicht steigt, um so mehr wird weniger leuchtendes Gas abgegeben, eben so wie zum Heizen. Es wird somit die Zeit kommen, wo der Leuchtkraft des Gases selbst weniger Werth beigelegt wird als früher, so daß in sehr vielen Fällen das leuchtende Steinkohlengas durchaus nicht mehr produziert zu werden braucht und durch nicht leuchtendes Wassergas ersetzt werden kann.“ Zum Allgemeinen werden Neuerungen im Gasfach skeptisch angesehen, wenn nicht erste Firmen dafür einstehen; es herrscht eben eine Sturm- und Drangperiode auf diesem Gebiete.

Zur Erzielung einer Lichtstärke von 1000 Normalkerzen verbraucht das gewöhnliche Steinkohlengas stündlich 30 Kilo Kohle, Acetylen 23 Kilo, elektrisches Glühlicht 11 Kilo, Steinkohlengas-Kerlicht 7 Kilo, elektrisches Bogenlicht 3 Kilo, Wassergasglühlicht aber nur 1 Kilo Kohle. Was die Gefahr der Explosion betrifft, so soll sie viermal geringer als beim Acetylen sein; ich mache aber auf das Unzulängliche solcher Berechnungen aufmerksam, da es dabei immer mit auf die mehr oder weniger geschickte Bedienung der Anlage ankommt.

Die Hoffnung auf viele ganz neu zu errichtende städtische Centralen darf natürlich nicht übertrieben werden. Denn die meisten Orte haben bereits Gas. Und wo es sich in kleinen Orten um nicht mehr als 300 bis 500 Flammen für Privat- und Straßenbeleuchtung zusammen handelt, fehlt es meistens an der nöthigen Unternehmungslust. Da ein Einstrieren ausgeschlossen ist, brauchen die Röhre nicht so tief wie die bisherigen Gasröhren gelegt zu werden. Bestehende Centralen werden aber vom Steinkohlengas zum Wassergas da vielleicht übergehen, wo die Anlagen an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt sind oder ihr Rohrnetz nicht mehr ausreicht. In der Provinz Sachsen mit ihren Braunkohlenwerken scheinen besonders günstige Vorbedingungen vorhanden zu sein.

Das Wassergas ließ sich früher nur aus Koks oder Anthrazitkohle herstellen; jetzt erspart man sehr viel durch die Herstellung aus Steinkohle. Eine Beleuchtung damit wurde erst möglich, als es gelang, die blaue, nicht leuchtende Flamme zu verändern. Die in Amerika eingeführte Karburirung beruhte auf der Billigkeit der dortigen Mineralöle. Von der strachischen Erfindung wird nun versichert, daß sie durch Konstruktion geeigneter Brenner unter Anwendung von Kuerstrümpfen auch das weit intensivere und billigere Licht hervorbringe. Charakteristisch ist, daß Strache seine Erfindung selbst auch Wassergas-Kuerlicht nennt. Die Farbe ist rein weiß, nicht grünlich wie beim Kuerlicht aus Steinkohlengas. Kuerlicht erzielt für einen Glühkörper, der in gleicher Form beim Wassergas eine Leuchtkraft von 250 Kerzen erreicht, nur 50 bis höchstens 80 Kerzen. Daß die aueschen Glühkörper in der Flamme des Wassergases hart werden, würde besonders der Straßenbeleuchtung zu Gute kommen, da durch Erschütterung die zerbrechlichen Glühkörper häufig leiden. Uebrigens haben in Oesterreich bereits Rablshurg und Pettau Wassergaswerke. Man kann sich also bereits praktisch davon überzeugen, ob die Kosten wirklich um fünfzig Prozent geringer und die Leuchtkraft um 40 Prozent höher als beim Steinkohlengas ist. Ein älteres Wassergas nach dem Verfahren Dellwid in Stockholm ist jetzt in einer städtischen Anlage in Königsberg zur Anwendung gelangt. Natürlich darf ein solcher Betrieb — bei Straches Verfahren ist Das ja ausgeschlossen — nicht Koks, Benzol, Petroleum u. s. w. benutzen, denn sonst beeinflussen die Preischwankungen der Rohstoffe fortwährend das finanzielle Resultat.

Uebersieht man den stolzen Weg, den die Industrie zurücklegen konnte, seitdem ihr ein wirksamer Patentschutz gegeben ist, so muthet es beinahe märchenhaft an, daß im Jahre 1863 der preussische Handelsminister allen Ernstes das Patentwesen beseitigen wollte. Man sollte heute einmal das Rundschreiben an die Handelskammern nachlesen, in dem die Nuplosigkeit, ja Gemeinschädlichkeit des Patentwesens auseinandergesetzt wurde. Ohne den Einspruch Werners Siemens hätte damals das Freihändlershum, das die Erfinderpateute als eine moderne Form der alten Monopole und als unvereinbar mit free trade ansah, den Patentschutz einfach beseitigt. Zum Glück ließ man sich vom Nutzen der neuen Schutzmaßregeln überzeugen. Heute freilich fragen sich weite Interessenkreise schon, ob unser Patentgesetz nicht doch allzu sehr auf die Siemens zugeschnitten worden ist. Pluto.